

Universität Hamburg  
Fachbereich: Erziehungswissenschaft

Magisterarbeit

zur Erlangung eines Magister-Artium (M.A.)

Erziehungswissenschaften

Gebärdensprache und Lautsprache  
in der deutschen Taubstummepädagogik  
im 19. Jahrhundert

Historische Darstellung  
der kombinierten Methode

vorgelegt von:

Helmut Vogel

Schnellstr. 45

22765 Hamburg

Prüfer: Prof. Dr. Klaus-B. Günther

Zweitgutachter: Prof. Hubert Wudtke

Abgabetag: 16.12.1999

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	<b>3</b>
1.1. Aufgabenstellung.....	3
1.2. Begriffserläuterungen.....	4
1.3. Forschungsstand.....	5
1.4. Neue Aspekte der Deaf History.....	5
<b>2. Von der Entwicklung der Taubstummenpädagogik im 16. Jahrhundert bis zur Begründung der ersten Taubstummeninstituten in Europa</b> .....	<b>6</b>
2.1. Die ersten vereinzeltten Bildungsbestrebungen mit Taubstummen seit dem 16. Jahrhundert.....	6
2.2. Das erste Taubstummeninstitut in Paris/Frankreich 1771 unter Abbé Charles Michel de l'Epée und die manuelle Methode.....	10
2.3. Das zweite Taubstummeninstitut in Leipzig/Sachsen 1778 unter Samuel Heinicke und die orale Methode.....	12
2.4. Methodenstreit zwischen de l'Epée und Heinicke 1781/82.....	14
<b>3. Einsatz der kombinierten Methode in den genannten Taubstummeninstituten ab dem Ende des 18. Jahrhunderts</b> .....	<b>14</b>
3.1. In Berlin/Preußen unter den Direktoren Ernst Adolf Eschke ab 1788 und Ludwig Grasshoff ab 1811 .....	14
3.2. In Kiel und Schleswig/Dänemark unter den Vorstehern Georg Wilhelm Pfingsten ab 1799 und Hans Hensen ab 1826.....	17
3.3. In Leipzig unter den Direktoren Anna Katharina Heinicke ab 1790 und Karl Gottlob Reich ab 1829.....	21
<b>4. Die taubstummen Lehrer in den diversen Taubstummeninstituten während des 19. Jahrhunderts</b> .....	<b>26</b>
4.1. In Paris: Jean Massieu, Laurent Clerc und Ferdinand Berthier.....	26
4.2. In Berlin: Johann Karl Habermaß, Daniel Heinrich Senß und Karl Heinrich Wilke.....	29
4.3. In Kiel/Schleswig: Margaretha Hüttmann und Jean Jacques Turretin.....	31
4.4. In Leipzig: Wilhelm Teuscher, Karl Arnold Teuscher, Ferdinand Rasch, Max Löwe.....	32
4.5. Exkurs über den Taubstummenanstaltsgründer Hugo von Schütz in Bad Camberg .....	35
<b>5. Der Taubstumme Otto Friedrich Kruse (1801-1880), der entschiedene Vertreter der kombinierten Methode</b> .....	<b>36</b>
5.1. Geburt in Altona, Besuch des Taubstummeninstituts in Kiel/Schleswig ab 1808 und Lehrtätigkeiten in Schleswig, Altona und Bremen von 1817 bis 1833.....	36
5.2. Lehrtätigkeit in Schleswig von 1834 bis 1872 und Rückkehr nach Altona 1875.....	38
5.3. Exkurs über Moritz Hill, den Förderer der oralen und der rein-oralen Methoden.....	41
5.4. Kontroversen zwischen Otto Friedrich Kruse und den Vertretern des Oralismus 1866-1870....	43
<b>6. Schluß</b> .....	<b>46</b>
<b>7. Anmerkungen</b> .....	<b>48</b>
<b>8. Quellen- und Literaturverzeichnis</b> .....	<b>65</b>
Quellenverzeichnis.....	65
Literaturverzeichnis.....	66

## 1. Einleitung

### 1.1. Aufgabenstellung

Es ist ein Novum in der Geschichte der Gehörlosenpädagogik des 20. Jahrhunderts, daß sich einige Lehrer in der Gehörlosenschule in Hamburg bereit erklärten, die bilinguale Methode im Unterricht einzusetzen. Dadurch wurde seit dem Schuljahr 1993/94 der bilinguale Schulversuch dort durchgeführt. Die vierjährigen Erfahrungen sind im Zwischenbericht von Klaus-Burkhard Günther zwischenzeitlich dokumentiert. In den kommenden Jahren besteht die Möglichkeit, daß die Gebärdensprache und zum Teil die bilinguale Methode in diversen Gehörlosenschulen (Berlin, Neckargemünd, München) zum Einsatz kommen. Das Interesse zu dieser Thematik besteht bei mir schon seit längerer Zeit, da ich von Geburt an gehörlos bin und gehörlose Großeltern mütterlicherseits und gehörlose Eltern habe. Weiterhin habe ich Erfahrungen zur Sozialisation in den Gehörlosenschulen (Dillingen, München und Kollegschule Essen) gemacht. Seit dem Wintersemester 1993/94 kam ich zu verschiedenen Erkenntnissen durch das Studium der Erziehungswissenschaften als Hauptfach, der Geschichtswissenschaften und der Gebärdensprachen als Nebenfächer. (1) Das wachsende Interesse an der Geschichte der Gehörlosenpädagogik hing mit den Diskussionen über den bilingualen Schulversuch zusammen, da sie von den Befürwortern und den Zweiflern oft hart und teils erbittert geführt wurden. Dann erfuhr ich verschiedenes über die Hintergründe, zum Beispiel in der Vorlesung von Prof. Dr. Günther zur Geschichte der Gehörlosenpädagogik. Es führte dazu, daß ich einen historischen Überblick über die Geschehnisse im 19. Jahrhundert schaffen möchte. Dabei war es vorteilhaft, daß ich die Perspektive der Deaf History kennenlernte und mich darüberhinaus als studentische Hilfskraft mit den Arbeiten von Prof. Dr. Renate Fischer vertraut machte. (2)

Mit der Magisterarbeit ist die Möglichkeit gegeben, die Entwicklung der verschiedenen Unterrichtsmethoden vom 16. bis zum 19. Jahrhundert zu beschreiben. Für das 19. Jahrhundert wird jedoch der Schwerpunkt auf die kombinierte Methode gesetzt. Denn bei dieser Methode kommen die Gebärdensprache und die Lautsprache im Unterricht in einem ausgewogenerem Verhältnis zum Einsatz, als es bei den anderen Methoden der Fall ist. Weiterhin ist es aus meiner Sicht von großer Bedeutung, das Verhältnis zwischen der Gebärdensprache und der Lautsprache im 19. Jahrhundert zu beleuchten und - das ist vielleicht am wichtigsten - zur Sprache zu bringen.

Zunächst wird hier ein kurzer Überblick über die folgenden Kapitel gegeben. Das zweite Kapitel behandelt die Entwicklung der Taubstummepädagogik seit dem 16. Jahrhundert und deren Durchbruch durch die Taubstummengründer Abbé Charles Michel de l'Épée in Paris und Samuel Heinicke in Leipzig im Zeitalter der Aufklärung. Im dritten Kapitel geht es um die Entwicklung und Durchsetzung der kombinierten Methode, die sich von den Methoden de l'Épées und Heinickes unterscheidet. Im exemplarischen Sinne sind die Taubstummengruppen in Berlin, Kiel/Schleswig und Leipzig ausgewählt, wobei die Entwicklung der Institutsorganisationen besprochen wird. Im vierten Kapitel werden die taubstummen Lehrer in Berlin, Kiel/Schleswig und Leipzig vorgestellt. Die Lebensläufe von jedem Lehrer werden beschrieben. Sie haben aufgrund des Einsatzes der kombinierten Methode in diesen Instituten die Möglichkeit gehabt, sich um die Verbesserungen in der Erziehung und Bildung taubstummer Schüler zu kümmern. Im fünften Kapitel steht die Lebensgeschichte von dem taubstummen Lehrer Otto Friedrich Kruse (1801-1880) im Vordergrund. Kruse ist der entschiedene Vertreter der kombinierten Methode und offenbar der größte Widerstreiter des Oralismus in Deutschland. Dabei wird die Entwicklung der oralen und der rein-oralen Methode im 19. Jahrhundert kurz behandelt. Damit kommt man den Ursachen für die Etablierung des Oralismus in Deutschland bzw. vielen Ländern auf der Welt ab dem späten 19. Jahrhundert näher. Für die Leser werden die Ähnlichkeiten zwischen der kombinierten und der bilingualen Methode sicherlich auffallend sein. Im Schluß wird darüber kurz festgehalten.

Der methodische Vorgang der Magisterarbeit ist personen- und ideengeschichtlich orientiert. Es geht hier „vor allem um Strukturen und Prozesse als Bedingungen und Folgen von Ereignissen, Entscheidungen und Handlungen“ (3). Das hängt mit der Möglichkeit zusammen, daß viele Schriften von Kruse in gedruckter Form existieren und heranzuziehen sind. Auf ihn aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst von Hartmut Teuber, der als ein gehörloser, deutscher Gehörlosenpädagoge in den U.S.A. lebt und wirkt. (4) Die Schriften von Kruse dienen mir als ein Wegweiser für die Darstellung der kombinierten Methode und bieten uns neue Sichtweisen über die Geschehnisse im 19.

Jahrhundert.

## 1.2. Begriffserläuterungen

Für das Verständnis ist eine kurze Vorwegnahme aus der Geschichte der Gehörlosenpädagogik vonnöten, damit die Bedeutung der von mir bevorzugten Begriffe zu den verschiedenen Unterrichtsmethoden geklärt wird. Die historischen Begriffe 'deutsche Methode' bzw. 'französische Methode' werden nicht verwendet. Diese Begriffe führte Karl Ferdinand Neumann, der Taubstummenlehrer aus Königsberg, 1827 zum erstenmal in die Literatur der Taubstummenpädagogik ein. Nachdem er das Pariser Taubstummeninstitut besucht hatte, erläuterte er die Unterschiede zwischen deutschen und französischen Methoden. Neumann prägte zudem den Begriff 'Lautsprache', wobei dieser eine ähnliche Bedeutung wie der ältere Begriff 'Tonsprache' hatte. (5)

Bei der manuellen Methode war der Einsatz der Gebärdensprache und der Schriftsprache im Taubstummenunterricht von großer Bedeutung. Während die Gebärdensprache als Erstsprache und Basissprache der taubstummen Schüler von den Unterrichtsbeteiligten benutzt wurde, wurden die Kenntnisse in der Landessprache durch die Schriftsprache erworben. Hingegen wurde die Lautsprache kaum gefördert. Die manuelle Methode wurde damals als die französische bezeichnet, weil der Franzose de l'Épée sie geprägt hatte. Der Begriff Manualismus wurde als der Gegensatz zum Begriff Oralismus in der Literatur der Taubstummenpädagogik verwendet, wenn die manuelle Methode hervorgehoben oder kritisiert werden sollte.

Die kombinierte Methode berücksichtigte im Unterschied zur manuellen Methode die Lautsprache im Unterricht mit. Die Schüler wurden oft am Anfang des Unterrichts in die Grundtechniken des Artikulierens eingeführt und im Laufe der Schuljahre in der Lautsprache mehr oder weniger gefördert. Das hing von den einzelnen Taubstummeninstituten und den Lehrern ab, inwieweit sie mit der Lautsprache verfahren. Der entscheidende Punkt war jedoch die Kombination zwischen Gebärdensprache, Schriftsprache und Lautsprache. Wie es bei der manuellen Methode vorging, stand die Gebärdensprache im Vordergrund für die Begriffsentwicklung der taubstummen Schüler und beherrschte auch die Kommunikation zwischen den Unterrichtsbeteiligten. Damit war das wichtige Kriterium verbunden, daß die Taubstummheit und die Gebärdensprache als existentielle Lebensformen akzeptiert wurden. Die Taubstummen konnten sich von der Gebärdensprache und dem Artikulieren leiten lassen und schließlich in der Persönlichkeitsentwicklung weiterkommen. Der Begriff kombinierte Methode wird aus der 1980 unveröffentlichten Examensarbeit 'Hörgeschädigte Lehrer von Hörgeschädigten' von Bernd Rehling und seinen Artikeln in der Zeitschrift 'Hörgeschädigtenpädagogik' entnommen. (6)

Bei der oralen Methode war der Einsatz der Lautsprache ein wichtiger Indikator in der Erziehung und Bildung Taubstummer. Es hing mit der Ablesefähigkeit und einer kinästhetisch orientierten Artikulation zusammen. Hingegen wurde der Einsatz der Schriftsprache weniger geschätzt, da sie die Funktion als Unterstützung für das Verständnis der Lautsprache besaß. Die Gebärden kamen in beschränktem Maße im Unterricht zum Einsatz, wenn die Begriffsentwicklung der taubstummen Schüler oder die Kommunikation zwischen den Unterrichtsbeteiligten in Lautsprache noch nicht vorangekommen waren. Somit waren die Gebärden nicht mehr als Verständigungsmittel oder Hilfsmittel, wie früher gesagt, gedacht. Der Deutsche Heinicke hatte erstmals diese Grundsätze entwickelt. Daher wurde die orale Methode als die deutsche bezeichnet und ist mit den anderen Begriffen Artikulationsmethode bzw. Lautsprachmethode gleichzusetzen.

Die rein-orale Methode war dagegen noch schärfer ausgeprägt, da auf die Gebärden völlig verzichtet wurde. Es wurde von Anfang an und durchgängig mit der Lautsprache gearbeitet. Denn die Betonung auf die Lautsprache und die negative Einstellung gegenüber der Gebärdensprache waren vorherrschend geworden. Ebenso traf es auf die Schriftsprache, die einen geringeren Status als bei den anderen Methoden einnahm, zu. Es wurde zuweilen von der rein-deutschen Methode gesprochen.

Der Oralismus bedeutete, daß die nationalen Gebärdensprachen aus dem Taubstummenunterricht verdrängt wurden und dieser auf die rein-orale oder die orale Methode beschränkt wurde. So hatte sich das Postulat Heinicke's, der Taubstummer soll in der Lautsprache denken und reden und schließlich der Menschheit wiedergegeben werden, zu einem folgenschweren Dogma in der Taubstummenpädagogik entwickelt. Dies wurde nach dem 2. Internationalen Kongreß

der Taubstummlehrer in Mailand 1880 weltweit sichtbar. Sie hatten dort beschlossen, daß von Anfang an und durchgängig mit der Lautsprache gearbeitet werden mußte.

Der schweizerische Gehörlosenpädagoge Benno Caramore setzte sich mit der problematischen Bezeichnung der Methoden nach Deutschland und Frankreich im 1990 veröffentlichten Buch 'Die Gebärdensprache in der schweizerischen Gehörlosenpädagogik des 19. Jahrhunderts' auseinander. Darin machte er eine folgende treffende Feststellung:

„Die Parteinahme der europäischen Gehörlosenpädagogen für de l'Epée, resp. für Heinicke sowie das Aufblühen der europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert und die damit verbundene innereuropäische Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland haben dazu geführt, daß schließlich oral mit deutsch und manuell mit französisch gleichgesetzt wurde, obwohl in allen Ländern Europas sowohl nach der oralen als auch nach der manuellen Methode gearbeitet wurde.“ (7)

Aufgrund dieses Verständnisses wird auf die historischen Begriffe 'deutsche Methode' bzw. 'französische Methode' verzichtet. Die von mir bevorzugten Begriffe scheinen mir für die heutige Zeit passend. Die historischen Begriffe bzgl. Taubstummheit scheinen aber unproblematisch. Da sie zum gestellten Thema gut passen, werden sie durchgängig beibehalten.

### **1.3. Forschungsstand**

Die Geschichte der deutschen Taubstummepädagogik schien schon so gut wie erforscht und geschrieben worden zu sein. Das war vor allem auf das epochale Werk von Paul Schumann (1870-1943), dem Taubstummlehrer aus Leipzig: 'Geschichte des Taubstummwesens vom deutschen Standpunkt aus dargestellt' zurückzuführen. Schumann nutzte die Gelegenheit nach der Freistellung von seiner Arbeit und mit den Mitteln von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seine in einigen Jahrzehnten gesammelten historischen Kenntnisse und Materialien im Buch zusammenzubringen und es 1940 zu veröffentlichen. Schumann zog auch Materialien von den Vertretern der manuellen und der kombinierten Methode in seinem Werk heran. Otto Kröhnert, der ehemalige Professor für Gehörlosenpädagogik in Hamburg, legte mit seiner 1966 herausgegebenen Habilitationsschrift 'Die sprachliche Bildung eines Gehörlosen' einen etwas anderen Schwerpunkt, da bei ihm eher die Entwicklung des Sprachunterrichts für die taubstummen Schüler im Vordergrund stand. Er schrieb sein Buch als Vertreter der oralen Methode, hielt sich jedoch nicht mit kritischen Feststellungen in bezug auf diese Methode zurück. Die Examensarbeit von Rehling ist aus meiner Sicht ein vergessener Klassiker für die erweiterte Geschichtsschreibung der Gehörlosenpädagogik. Als der schwerhörige Aufbaustudent die taubstummen Lehrer in der Vergangenheit ausfindig machen wollte, stellte er mit ungläubigem Entsetzen fest, daß diese Lehrer in der oralistischen Geschichtsschreibung verdrängt und vernachlässigt worden waren. Rehling arbeitete dann als Gehörlosenlehrer in Bremen. Beim Internationalen Kongreß 'Gebärdensprache in Forschung und Praxis' 1990 in Hamburg waren neue Töne in Richtung auf die Gehörlosenpädagogik zu vernehmen. Prof. Dr. Siegmund Prillwitz, der Sprachwissenschaftler aus Hamburg, setzte sich mit der Geschichte der Gehörlosenpädagogik und der Sprachwissenschaft auseinander. Dann beleuchtete Dr. Ulrich Hase aus Rendsburg, der schwerhörige Jurist und ehemalige Präsident des Deutschen Gehörlosenbundes von 1989-1999, das Problem zwischen den Gehörlosenpädagogen und den Gehörlosen in der Vergangenheit und der Gegenwart. (8) Weiterhin sind die Bücher von Caramore und Walter Schott, dem ehemaligen Gehörlosenlehrer aus Wien (Das k.k. Taubstumm-Institut in Wien 1779-1818, 1995), zu erwähnen. Während sie über die Gehörlosenpädagogiken im 19. Jahrhundert in der Schweiz und in Österreich schrieben, behandelten sie die Gebärdensprachen mit Respekt und Maß. Diese Bücher waren mir für die Magisterarbeit sehr hilfreich. Schließlich sind die hier erstellten Arbeiten als eine Bereicherung für die Forschungen zur Geschichte der Gehörlosenpädagogik und der Gehörlosenkultur in Deutschland anzusehen.

### **1.4. Neue Aspekte der Deaf History**

Nachdem die Sprachwissenschaft in den U.S.A. in den 60er Jahren angefangen hatte, die Gebärdensprache zu erforschen, entdeckten Sprachwissenschaftler in anderen Erdteilen ebenso das Interesse an der Erforschung der nationalen Gebärdensprachen. In Deutschland fingen Prillwitz und drei gehörlose Mitarbeiter mit der Beschreibung der Grammatik der deutschen Gebärdensprache an und machten sie 1985 erstmals bekannt. Sie hatten den Beweis erbracht, daß die Gebärdensprachen

vollwertige Sprachen wie die Lautsprachen sind. Dies führte zu einem Bewußtseinswandel in den Gehörlosengemeinschaften, denn die Gehörlosen verwiesen in der Öffentlichkeit nicht mehr allein auf die Gehörlosigkeit, sondern auch auf die Gebärdensprache. Wenn sie früher schon immer die Gebärdensprache benutzt hatten, war sie daher im indirekten Sinne unter den Gehörlosen anerkannt. In neuester Zeit erfuhren sie erstmals Unterstützung von den Sprachwissenschaftlern und kämpften seitdem um die gesetzliche und gesellschaftliche Anerkennung der Gebärdensprache. (9) Nachdem der Paradigmawechsel in der Sprachwissenschaft vollzogen worden war, wurden seitdem neue Fragen zur Geschichte der Gehörlosengemeinschaft, -bewegung, -pädagogik und zur Gesellschaftsgeschichte gestellt. Dadurch konnten neue Aspekte entwickelt werden. Die Deaf History wurde zunehmend als eine fachwissenschaftliche Disziplin an der Universität akzeptiert. Ulrich Möbius, der Gehörlosenlehrer aus Berlin, machte die Aspekte der Deaf History in den U.S.A. in Deutschland bekannt, indem er darüber 1991 eine Examensarbeit und dann die Artikel in der Zeitschrift 'Das Zeichen' verfaßte. Dazu formuliert Möbius eine Definition zur Aufgabenstellung der Deaf History:

„Deaf history definiert Gehörlose als kulturelle und sprachliche Minderheit. Gehörlose und ihre Gemeinschaft sind ihr zentrales Thema. Dabei können die Lebensgeschichten einzelner Gehörlosen genauso im Mittelpunkt stehen wie die Sozialstruktur und das Leben der Gehörlosengemeinschaft im ganzen.“ (10)

Die Gehörlosen Carol Padden und Tom Humphries hatten intensive Studien zur amerikanischen Gehörlosenkultur und -geschichte aus soziologischer Perspektive durchgeführt. Sie betonen die Bedeutung der Deaf History in ihrem, ins Deutsche übersetzten Buch 'Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache': „Lebensformen für Gehörlose, in denen ihre Vergangenheit ignoriert, ihre historisch erwachsenen Formen der Lebensbewältigung willentlich oder unwillentlich beiseite gedrängt werden, sind keine gangbaren Wege.“ (11) Es trifft meines Erachtens auch für die meisten Gehörlosen in Deutschland zu, die bislang kaum von der Geschichte der Gehörlosenkultur und -geschichte erfahren haben. Das 1988 veröffentlichte Buch 'Mit der Seele hören' von Harlan Lane erregte Aufsehen in Deutschland, da er ein Gegengewicht zur oralistischen Literatur der Gehörlosenpädagogik schaffte. Darin wurden die Verbreitung und dann die Unterdrückung der Gebärdensprachen in Frankreich und in den U.S.A. dargelegt. Der Reader 'Blick zurück' von Fischer und Lane (1993) fand weniger Verbreitung, beinhaltete jedoch interessante Perspektiven. Es wurde über verschiedene nationale Gehörlosengemeinschaften und ihre Gebärdensprachen unter sozialgeschichtlichen Aspekten berichtet. Weiterhin gab es von Dr. Günther List aus Gleiszellen und dem Gehörlosen Jochen Muhs aus Berlin neue Forschungsergebnisse über die deutsche Gehörlosenkultur und -geschichte. (12) Schließlich wurde 1996 eine 'Deaf History - Interessengruppe zur Geschichte Gehörloser' von Muhs ins Leben gerufen. Diese besteht aus Gehörlosen und Hörenden und bemüht sich vor allem um die Verbreitung der historischen Kenntnisse in den Gehörlosengemeinschaften im deutschsprachigen Raum. Darin wirke ich seit einem Jahr mit. (13)

## **2. Von der Entwicklung der Taubstummenpädagogik im 16. Jahrhundert bis zur Begründung der ersten Taubstummeninstituten in Europa**

### **2.1. Die ersten vereinzeltten Bildungsbestrebungen mit Taubstummen seit dem 16. Jahrhundert**

Mit dem Humanismus und der Reformation im 15./16. Jahrhundert begann sich offenbar die Lage der Taubstummen zu bessern. Einzelne Gelehrte glaubten nicht mehr an die Vorurteile einiger bekannter europäischer Gelehrter aus Altertum und Mittelalter, daß die Taubstummen wegen ihrer Stummheit und Taubheit bildungsunfähig sein sollten. Diese Annahmen waren vor allem auf die Ansichten von dem griechischen Philosophen Aristoteles und dem Kirchenlehrer Augustinus zurückzuführen. Diese Ansichten wurden jedoch mißverstanden und überspitzt ausgelegt, weil Aristoteles und Augustinus ursprünglich anders gemeint hatten. (1) Der italienische Humanist Hieronymus Cardanus (1501-1576) war es, der sich erstmals in theoretischer Weise für die Bildungsmöglichkeit bei den Taubstummen ausspricht: „Wir können doch einen Taubstummen in den Stand setzen, zu hören und zu sprechen, wenn wir ihn lesen und schreiben lassen.“(2) Die Vorurteile konnten aber vor allem durch die praktische Arbeit eines spanischen Mönches, Pedro Ponce de León (1510-1584), widerlegt werden. Er hatte den größten Teil seines Lebens in dem Kloster San Salvador in Ona verbracht und sich eine Zeit lang dem Unterricht von einigen Taubstummen aus hochgestellten Familien gewidmet. Die

Schüler hatten dadurch umfassende Kenntnisse erhalten. Das Fingeralphabet wurde dort erstmals eingesetzt, nachdem die Mönche vorher das Fingeralphabet aufgrund ihres Schweigelübdes in ihren Klöstern benutzt hatten. Der Unterrichtsvorgang von Ponce sah so aus, daß er den Schülern neben der Gebärdensprache „zuerst das Schreiben beibrachte, dann auf die durch die Schrift bezeichneten Gegenstände mit dem Finger hinwies und endlich die dem Schriftzeichen entsprechenden Laute angeben ließ“ (3), wie es ein erfahrener Beobachter notiert. Das Sprechenkönnen war eine wichtige Voraussetzung für die Vererbung des Vermögens und des Adelstitels, so daß die taubstummen Schüler bei Ponce das Sprechen lernen mußten. Damals gehörte ein Stummer zu den Menschen ohne Rechte, die mit den 'Idioten' gleichgestellt wurden. Ponce veröffentlichte keine Schrift über seine Methode, aber ein anderer Spanier, Juan Pablo Bonet (1573-1633), erfuhr wahrscheinlich viel davon. Ohne Ponces Namen zu nennen, gab Bonet 1620 ein Buch heraus. Das war das erste bedeutende Werk, in dem die vielen didaktischen Grundsätze besprochen wurden. Dabei hatte Bonet angeblich selbst kaum taubstumme Schüler unterrichtet. Ramirez de Carrión (1579-1652), der mit Bonet in Kontakt stand, tat sich mehr bei der pädagogischen Arbeit hervor. Nach Kröhnert war Ponce der Erfinder, Bonet der Theoretiker und Carrion der Methodiker. Somit war der erste Schritt zur Taubstummenpädagogik in Spanien geleistet worden. (4)

Die Erkenntnisse von den Spaniern wurden allmählich in verschiedenen Ländern verbreitet. Der englische Staatsmann Kenelm Digby berichtete erstmals 1644 über diese Erfahrungen in Spanien, bevor es mehrere Gelehrte in England gab, die sich der Taubstummen annahmen. Einer davon war der Gelehrte aus Oxford John Wallis (1616-1703), der einigen Taubstummen die Lautsprache auf der Basis der Schriftsprache und des Fingeralphabets unterrichtete. Dabei verwendete Wallis die Gebärdensprache und stellte sie später im Unterricht in den Vordergrund. Es war merkwürdig gewesen, daß die britischen Gelehrten kein Wort über die Spanier verloren hatten. Kruse meint den Grund in dem „britischen Stolz und unedlen Nationalneide“ (5) zu sehen. In England war Thomas Braidwood (1715-1806) der erste Taubstummenlehrer, der mehrere taubstumme Schüler in einer Anstalt zusammen brachte. Braidwood hatte seit 1760 in Edinburgh mehrere Schüler privat unterrichtet, bevor er eine Anstalt 1783 in Hackney bei London gründete. Das war aber schon in der Zeit der Taubstummeninstitutsgründungen in ganz Europa. (6)

Johann Conrad Ammann (1669-1724) wurde in der Schweiz geboren. Er hatte das Studium der Medizin hinter sich und zog nach Amsterdam. Er sprach sich erstmals im deutschsprachigen Raum für die Methode aus, nach der die taubstummen Schüler die exakte Artikulation und das Absehen erlernen konnten. In einem 1692 auf lateinisch verfaßten Buch beschrieb er, wie er seit 1688 eine taubstumme Kaufmannstochter aus Amsterdam im Schreiben, Ablesen und Sprechen ohne Handalphabet unterrichtet hatte. Ammann kümmerte sich um die Aussprache einiger taubstummen Schüler. Als er 1700 wieder ein Buch verfaßte, waren darin zum erstenmal ausführlich die Unterschiede zwischen den Vokalen, Halbvokalen und Konsonanten betreffs der Artikulation erläutert. Der große Einfluß von Ammann reichte bis ins 19. Jahrhundert hinein. (7)

In Deutschland begannen die Bildungsversuche im Norden eher als im Süden. Die Reformation im 16. Jahrhundert hatte sicher ihren Einfluß ausgeübt. Der Gelehrte und Superintendent von Lüneburg Georg Raphel (1673-1740) war offensichtlich der erste Deutsche, der zu bisher nie gekanntem Erfolg im Unterricht mit Taubstummen kam. Nachdem er die Bücher von Ammann studiert hatte, führte Raphel den privaten Unterricht für seine älteste taubstumme Tochter ab 1715 durch. Die Tochter entwickelte sich gut im Schreiben und Sprechen. Darüber berichtete Raphel 1718 in einem auf deutsch geschriebenen Buch. Er hatte die Hoffnung, daß andere Eltern sich ermutigt fühlten, ihre taubstummen Kinder zu unterrichten. Im Buch wurde die Möglichkeit, ein Taubstummeninstitut zu gründen, nicht angesprochen. Die Tochter von Raphel war aber schon bald gestorben, und die anderen zwei jüngeren taubstummen Töchter wurden auch gefördert, aber nicht mehr in solcher Intensität. Aufgrund der Bestrebungen Raphels bekamen die späteren Taubstummenlehrer die nötigen Informationen und Motivationen. Das waren Otto Benjamin Lasius, Samuel Heinicke und Georg Wilhelm Pflingsten. (8)

Etienne de Fay wurde 1669 taubstumm geboren. Er wurde mit 5 Jahren zur Abtei von Saint-Jean d'Amiens/Frankreich gebracht. Die Abtei war von den Prämonstratensermönchen geführt worden. Er wurde von den Mönchen im Lesen und Schreiben unterrichtet, bevor er sein ganzes Leben als Kostgänger in der Abtei verbrachte. Im Laufe der Zeit erwarb er Kenntnisse in Rechnen, Geometrie,

Mechanik, Zeichnen, Architektur sowie geistlicher und weltlicher Geschichte. Daher konnte de Fay manche Aufgaben an der Abtei meistern, indem er als Architekt, Bibliothekar und Prokurator arbeitete. Er entwarf ab 1706 die Pläne für den Wiederaufbau eines Teils der Abtei. Somit trug er dazu bei, die Verschönerung der Abtei 1714 abzuschließen. Die Bibliothek wurde unter seiner Leitung mit vielen guten Neuerwerbungen vergrößert. Schließlich begann de Fay in den Jahren um 1720 mit dem Unterricht der taubstummen Kinder. In der Abtei fanden nach und nach einige taubstumme Kinder aus den hochgestellten Familien Aufnahme. De Fay war in der französischen Sprache und in der Gebärdensprache bewandert. Die Kinder erhielten Bildung und Förderung in ihrem christlichen Glauben bei de Fay. Es gibt bislang keine Informationen, ob er eine Schrift zur pädagogischen Arbeit hinterließ und nach 1746 noch lebte. In der Literatur danach wurde de Fay bloß als ein „alter Taubstummer“ bezeichnet und seine Taten gerieten in Vergessenheit. (9)

Jacob Rodriguez Pereire (1715-1780), der aus Spanien nach Frankreich ausgewandert war, interessierte sich vor allem durch die Lektüre von Bonet für die Taubstummenbildung. In Frankreich unterrichtete er seit 1741 nacheinander mehrere taubstumme Schüler, darunter auch seine taubstumme Schwester, im Schreiben und Sprechen. Er setzte das Fingeralphabet und die Gebärdensprache als Verständigungsmittel im Unterricht ein. Dabei hatte Pereire das Fingeralphabet von Spanien nach Frankreich importiert und mit den Handzeichen für Silben und Konsonantengruppen erweitert. Dann wurde Pereire mit einem Schüler, der sieben oder acht Jahre Unterricht bei de Fay genossen hatte, bekannt. Azy d'Etavigny hatte 1746 die Abtei in Amiens verlassen und war zu Pereire nach Paris gegangen, nachdem sein Vater von der pädagogischen Arbeit Pereires erfahren hatte. Daraufhin lernte d'Etavigny sprechen und zeigte 1749 sein Können und Wissen in der Akademie der Wissenschaften in Paris. Er zeigte sich ebenso vor dem König von Frankreich. Der Erfolg von Saboureux de Fontenay war jedoch ausschlaggebend für Pereires Anerkennung in höchsten Gesellschaftskreisen. De Fontenay wurde 1738 taubstumm in Versailles geboren und verbrachte seine Kindheit in Südfrankreich. Dort wurde er unterrichtet, bis sein Patenonkel, der Graf de Chaulnes, ihn zu Pereire in Paris schickte. Nach drei Monaten Unterricht bei Pereire wurde de Fontenay 1751 der Akademie und daraufhin dem Könige vorgestellt. Dort zeigte man sich beeindruckt von der guten Aussprache der Worte und Sätze. Der König gewährte Pereire 800 Livres als jährliche Pension. Pereire nannte de Fontenay „das herrlichste Geschenk meines Lebens“ (10). Nach fünf Jahren Unterricht bei Pereire vergrößerte de Fontenay seine Kenntnisse durch das immerwährende Bücherlesen und verbesserte sein Französisch durch eigenes Schreiben. Nachdem er zur Methode Pereires befragt worden war, schrieb er 1765 darüber in einem Journal eine Doktorarbeit. Pereires Methode bezeichnete er als die Daktyologie (Fingersprache). Weiterhin veröffentlichte de Fontenay Artikel über verschiedene Themen. Er gab privat Unterricht für taubstumme Kinder. Trotz seines Standes als Adeliger mied er meistens die Gesellschaften. Er konnte nicht mehr wie früher sicher sprechen und verließ sich im Verkehr mit den Hörenden eher auf das Schreiben. Schließlich äußerte de Fontenay sich kritisch zur Methode de l'Épées, da diese ihm nicht zusagte. Daraufhin veröffentlichte de l'Épée 1776 ein Buch und setzte sich darin mit der Daktyologie auseinander. Er wies jedoch mehrfach auf de Fontenay hin, wenn er sagen wollte, daß die Taubstummen soweit kommen konnten wie die Hörenden. (11)

Pierre Desloges wurde am 21.9.1742 in Grand Pressigny in der Touraine/Frankreich geboren. Er ertaubte im siebten Lebensjahr. Er erhielt keine Schulbildung, kam jedoch in autodidaktischer Weise voran. 1761 zog er nach Paris und wurde später Buchbinder. Dort erlernte er die Gebärdensprache von einem taubstummen italienischen Diener einer Schauspielergruppe. Dann sah Desloges sich veranlaßt, ein Buch zu schreiben, als Abbé Etienne Francois Deschamps Vorwürfe gegen die Gebärdensprache erhob. Deschamps (1745-1791) hatte zeitweilig ein privates Taubstummeninstitut in Orleans geleitet und die Schüler in der Laut- und Schriftsprache unterrichtet. Desloges wies im 1779 veröffentlichten Buch die Vorwürfe Deschamps zurück. Er unterschied drei Klassen von Gebärden: die ursprünglichen Gebärden der Hörenden, die reflektierten Gebärden der Taubstummen und die analytischen Gebärden von de l'Épée. Dabei beschreibt Desloges aus eigener Erfahrung den Unterschied zwischen der rudimentären und der konventionellen Gebärdensprache:

„Ich benutzte nur hier und da einzelne Gebärdenzeichen, ohne geregelte Abfolge und ohne Verbindung untereinander. Ich kannte die Kunst, sie zu verbinden, nicht, um daraus klar unterschiedene Bilder zu formen, mit deren Hilfe man seine verschiedenen Gedanken darstellen, sie



an seinesgleichen weitergeben, mit ihnen in verständiger und geordneter Unterhaltung sprechen kann.“ (12)

Weiterhin hielt Desloges die weitverbreitete Annahme, de l'Épée habe die Gebärdensprache erfunden, für einen Irrtum, weil einige Taubstumme in Paris niemals das Institut de l'Épées besucht hatten, obwohl man sie „so wohlunterrichtet fand in ihrer Religion durch das alleinige Mittel der Gebärdenzeichen“ (13). Außerdem gibt es „kein einziges Ereignis in Paris, Frankreich und in den anderen Teilen der Welt, das nicht Gegenstand unserer Gespräche wäre“ (14). Es war wahrscheinlich das erste Buch, das von einem Taubstummen je geschrieben wurde. De Fontenay und Pereire lernten 1779 Desloges bei einem Gespräch über die verschiedenen Ansichten des Taubstummenunterrichts kennen. Während der französischen Revolution ab 1789 wurde Desloges politisch aktiv. Als revolutionärer Jakobiner vertrat er die Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und verfaßte darüber Artikel. Ab 1794 verlor sich seine Spur, da er vermutlich verfolgt und geächtet wurde. (15)

Aus diesem Abschnitt ist zu erkennen, daß vereinzelte Bildungsbestrebungen in verschiedenen Ländern durchgeführt wurden. Diese kamen nur einigen taubstummen Kindern und Erwachsenen, die meist hochgestellten Familien entstammten, zugute. Denn bis ins frühe 18. Jahrhundert hatte keine Volksbildung für die breiten Gesellschaftsschichten existiert. Dann hatten die Herrschaften im Zeitalter der Aufklärung zunehmend das Interesse, Schulen zu gründen und auszubauen. Die Epoche der Aufklärung begann im späten 17. Jahrhundert und endete an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die Aufklärer interessierten sich für die Wissenschaften und setzten auf die Kraft der Kritik und Vernunft. Es gab neue Methoden zur Erkenntnisgewinnung, die den Menschen zur Emanzipation verhalf. Daraufhin formulierten sie die Bildungsziele neu, indem der Mensch zum mündigen Menschen, Christen und Bürger erzogen werden und sich durch Ehrbarkeit, Fleiß und Tugend auszeichnen sollte. Somit konnte der Mensch vernünftig für sich, für die Gesellschaft und für den Staat sorgen. (16) Es sollten nicht nur Kinder aus der Oberschicht in den Genuß der Bildung kommen. Mit dieser Forderung war der Volkserziehungsgedanke neu und in seinem Kern revolutionär. Erstmals wurde allen Kindern das Recht auf Bildung zugesprochen. Die Kinder aus allen Gesellschaftsschichten besuchten zunehmend die Schulen und erwarben Bildung. Im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten wurde endgültig begriffen, daß die Menschen sich selbst bilden konnten und die Herkunft der Menschen somit nicht mehr zählte. Die Dynamik der aufklärerischen Ideen war nicht mehr aufzuhalten, wenn sie auch in den Ländern Europas unterschiedlich verlaufen war. Der Historiker Horst Möller führt als Grund für diese Dynamik an:

„Die Aufklärung revolutionierte das Denken, hatte soziale Implikationen und politische Wirkungen, sie zielte auf ein neues Staats- und Gesellschaftsverständnis, aber in ihrem Ursprung nicht auf gewaltsame Aktionen. Ob es zu solchen kam, hing von den spezifischen Umständen ab.“ (17)

In der Pädagogik wurde die Bildbarkeit der Taubstummen entdeckt und zunehmend als ein interessantes Thema behandelt. Als Argumentation für die Erziehung und Bildung der Taubstummen schreibt beispielweise Ernst Adolf Eschke, der Gründer des Taubstummeninstituts in Berlin:

„Nur durch Erziehung kann man den Taubstummen über das Thier erheben, und sein Wesen veredeln: ohne diese Kultur ist er nichts. Der Taubstumme wächst - so lange er in keinem Taubstummeninstitute sich befindet - ohne gesellschaftliche Verbindung auf. In einer solchen Lage, würden die Kräfte jedes hörenden und sprechenden Menschen abnehmen.“ (18)

Dabei besteht eine Ähnlichkeit zwischen der These Eschkes und der These Immanuel Kants zur Erziehungsbedürftigkeit der Kinder: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.“ (19) Schließlich verfolgen de l'Épée und Heinicke die ähnlichen Bildungsziele, daß die Taubstummen „zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft' erzogen und 'sich in ihrem künftigen Lebenswandel selbst überlassen' werden sollten.“ (20) Diese Ziele waren es, die den Durchbruch in der Taubstummenpädagogik möglich machten. Denn die Taubstummeninstitutsgründer konnten den legitimen Anspruch erheben, ein Institut zu gründen und gleichzeitig eine Profession als Taubstummenlehrer anzustreben. Vor den Institutsgründungen hatte der größte Teil der Taubstummen einzeln und regional verstreut gelebt. Sehr wenige Taubstumme verkehrten in Großstädten, wie zum Beispiel in Paris, miteinander. Als die Institute ab dem späten 18. Jahrhundert gegründet wurden, entwickelten sich dort die Taubstummengemeinschaften. Taubstumme Kinder fanden sich zuerst in den Instituten und ihren

Internaten zusammen. Nach der Entlassung aus den Instituten blieben sie oft miteinander räumlich und freundschaftlich verbunden, wie es vor allem im dritten Kapitel aufgezeigt wird.

## 2.2. Das erste Taubstummeninstitut in Paris/Frankreich 1771 unter Abbé Charles Michel de l'Epée und die manuelle Methode

Abbé Michel de l'Epée war es, der den Durchbruch in der Taubstummepädagogik schaffte. Er war am 24.11.1712 in Versailles als Sohn eines königlichen Architekten geboren. Er hatte den Wunsch, die Laufbahn als Priester einzuschlagen. Obwohl die Staatskirche die Lehre des Jansensismus nicht tolerierte und ein Bekenntnis von den neuen Mitgliedern forderte, weigerte sich de l'Epée, das Edikt zu unterschreiben. Es schien, er sympathisierte mit den Lehren des Jansensismus, wurde so nicht aufgenommen. Dann widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften und arbeitete als Anwalt. Dank der Freundschaft zu einem Bischof durfte de l'Epée doch Priester werden. Als er nach kurzer Zeit aus dem Amt entfernt wurde, kümmerte er sich um die theologischen Angelegenheiten. Er lebte zurückgezogen mit dem geerbten Vermögen der Eltern. Ein neuer Lebensabschnitt für de l'Epée begann um 1760 nach der Begegnung mit zwei armen taubstummen Mädchen. Nachdem der Pater Vanin, der sie mit den Bildertafeln unterrichtet hatte, verstorben war, traf de l'Epée sich mit den Mädchen und ihrer Mutter. Ihn ergriff das Mitleid bei der Begegnung, weil es für ihn unvorstellbar war, daß die taubstummen Menschen „ohne Kenntnis ihrer Religion leben und sterben würden“ (21). De l'Epée entschloß sich, sie und immer mehr andere, vorwiegend arme, taubstumme Kinder und Erwachsene zu unterrichten. Er eröffnete mit eigenen Mitteln das 'Institut des sourds et muets' in seiner Wohnung. Er ließ die Taubstummen zweimal in der Woche kommen. 1771 gab es erstmals ein Programm von öffentlichen Vorführungen des Unterrichts. De l'Epée dachte in erster Linie daran, wie er den Schülern ein Verständnis von der Sprache und vom Glauben an Gott beibringen konnte. Es war ihm bewußt, daß die Taubstummen sich untereinander verständigen konnten und daher eine Sprache haben mußten. Er entwickelte darüber tiefgründige Gedanken, ohne daß er sich mit der Literatur der Taubstummenbildung auseinandersetzte. Mit den im folgenden zitierten Sätzen schafft er die entscheidende Grundlage für die manuelle Methode, die auf der nationalen Gebärdensprache und der Schriftsprache basiert:

„Jeder Taubstumme, den man uns schickt, hat schon eine Sprache, die ihm vertraut ist, und diese allen Menschen gemeine Sprache ist um so ausdrucksvoller, als sie die Sprache der Natur ist [...] Ausgerüstet haben ihn mit dieser Sprache, und zwar ohne Hilfe der Kunst, die verschiedenen Eindrücke, die er in seinem Inneren empfunden hat. Seine Sprache ist nun die der Zeichen [...] Wird man ihn nun nicht leicht überall hinführen können, wohin man ihn haben will, wenn man seine Sprache annimmt und sie in die Regeln eines anschaulichen Verfahrens faßt?“ (22)

Für de l'Epée schien es notwendig, daß er die Gebärdensprache zusammensetzte und sie dann im Unterricht einsetzte. Er erfand zudem die „methodischen Zeichen“, deren System auf der Gebärdensprache aufbaute. Zum Beispiel: „LIEBEN - etwas ansehen und die rechte Hand auf den Mund legen, während die linke auf dem Herzen liegt...bei LIEBLICH: die gleiche Gebärde, ergänzt durch die Gebärde ADVERB“ (23) Bei einem anderen bekannten Beispiel handelte es sich um den Begriff 'glauben'. Dadurch wurden die Zeitwörter und ihre Ableitungen erläutert. Im weiteren lehrte er die Nennwörter und Fürwörter. Bei der pädagogischen Arbeit de l'Epées stand die Wortanalyse im Vordergrund. Sein System orientierte sich an der französischen Grammatik. De l'Epée hatte unter anderem mit den methodischen Gebärden das Ziel, daß sie in anderen Ländern verwendet werden konnten. Es sollten schließlich Taubstummeneinrichtungen gegründet werden. Denn die methodischen Gebärden hatten Vorteile, die er mit folgenden Sätzen beschreibt:

„Mit Hilfe der methodischen Zeichen verständige ich mich [...] vom ersten Tage an mit jedem Menschen, den man mir schickt, damit ich ihn für den Taubstummenunterricht vorbilde, wenn er mir nur ein sprachliches Lehrbuch und ein Wörterbuch seines Landes mitbringt. Ich füge hinzu, daß er seine eigene Sprache nach Regeln und nicht nur durch den Gebrauch erlernt haben muß.“ (24)

De l'Epée glaubte, in der Gebärdensprache der Taubstummen eine Universalsprache zu finden und sie durch die methodischen Gebärden ergänzen und verbessern zu können. Der folgenschwere Irrtum beruht nach Caramore „auf der unzulässigen Gleichstellung zweier Sprachen von unterschiedlicher Modalität (visuell-kinästhetisch versus oral-verbal) und Grammatik“. (25) De l'Epée kannte sich mit den philosophischen Strömungen des 18. Jahrhunderts, Rationalismus und Empirismus, aus. Etienne

Bonnot de Condillac (1715-1780), der als bekannter Empiriker eine Sprach- und Erkenntnistheorie entwickelte, verstand 1746 unter der Aktionssprache den Einsatz der rudimentären Gebärden in den ersten Jahren des neugeborenen Menschen. Nachdem er bei Institutsbesuchen das System de l'Epées kennengelernt hatte, erweiterte er den Ansatz der Aktionssprache. Condillac argumentiert 1775, daß sie „alle Vorstellungen des menschlichen Geistes wiederzugeben“ (26) verstand. Dabei bezog Condillac nicht die Gebärdensprache in die Aktionssprache ein, sondern beschränkte sie auf die methodischen Gebärden. Die Wortanalyse war ein wichtiger Bezugspunkt für Condillac und de l'Epée. Nach dieser Theorie war kein innerer Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen vonnöten, da die Gebärden als gleichwertig wie das geschriebene und das gesprochene Wort beurteilt wurden. Vor diesem theoretischen Hintergrund stand de l'Epée bei den seit etwa 1775 dauernden Disputen. Er verteidigte unermüdlich seine Methode, indem er sich dauernd mit den Vorwürfen von de Fontenay, Pereire, Deschamps und Heinicke auseinandersetzte. Diese hatten die Bedeutung der methodischen Gebärden bezweifelt und dabei die Gebärdensprache herabgesetzt. Die Grundsätze de l'Epées fanden nur bei Desloges Zustimmung. (27) Für de l'Epée war der Unterricht in der Lautsprache genauso wichtig, wie er es im folgenden bemerkt: „Das einzige Mittel, diese der menschlichen Gesellschaft völlig wiederzugeben, ist, sie zu lehren, mit den Augen zu hören und sich mündlich auszudrücken.“ (28) Dennoch war es meistens undurchführbar wegen der großen Schülerzahl. Bis zu dreißig Schüler kamen zweimal in der Woche für vier Stunden zu ihm. Später sollten es bis zu sechzig sein. Außerdem arbeitete er immer noch in seinen privaten Räumlichkeiten. De l'Epée konnte nur soweit kommen, „ihr Verständnisvermögen zu entwickeln, sie mit Begriffen auszurüsten und ihnen die ganze Sprache zu geben“ (29). Die Eltern oder die Meister, bei denen die Taubstummten wohnten, sollten sich um das weitere, wie das Lesen und die Aussprache, kümmern. Als Anleitung schrieb er dafür ein Kapitel in seinem Buch.

Aus historischer Sicht ist es ebenso wichtig, daß de l'Epée die Taubstummtenbildung erfolgreich wie kein anderer fördern konnte. In seinem Institut zeigte er die Übungen mit den Taubstummten in aller Offenheit. Somit half er den Irrtum der Menschheit, die Taubstummten seien bildungsunfähig, zu korrigieren. Von den einfachen Leuten in Paris bis zu hochrangigen Persönlichkeiten, wie z.B. Kaiser Joseph II. aus Österreich, waren alle beeindruckt. Im Gegensatz zu vielen Taubstummtenlehrern, wie zum Beispiel Pereire, Braidwood, Heinicke usw., legte de l'Epée seine Methode in den 1776 und 1784 veröffentlichten Büchern offen dar, so daß es ein großes Aufsehen in der Wissenschaft gab. Viele interessierte Pädagogen aus dem In- und Ausland kamen in das Taubstummteninstitut nach Paris, um sich von de l'Epée unterweisen zu lassen. Daraufhin gründeten Friedrich Stork und Joseph May 1779 das Taubstummteninstitut in Wien, Tommaso Silvestri 1784 in Rom, Abbé Roch-Ambroise Cucurron Sicard 1786 in Bordeaux, Heinrich Daniel Guyot 1790 in Groningen und D. José Miguel Aléa 1800 in Madrid. Weiterhin war es so aufsehenerregend, daß de l'Epée es aus eigener Kraft schaffte, sich der armen taubstummten Schüler anzunehmen. Er hatte die Kosten für die Verpflegung und den Unterricht dieser Schüler getragen, bevor er erst in den letzten Lebensjahren einen jährlichen Zuschuß von 3400 Livres aus dem Privatvermögen des Königs erhielt. Sein Engagement wurde von der aufgeklärten Öffentlichkeit als glaubwürdig wahrgenommen und fand ungeteilte Aufmerksamkeit, wie es sie noch nie gegeben hatte. De l'Epée hatte für sein Werk in Gott seinen Rückhalt, da sein Gottvertrauen und seine Frömmigkeit ihm Kraft gegeben hatten. Aus diesem Hintergrund ist es zu erklären, daß de l'Epée die Taubstummten als Gottes Geschöpfe ansah und sie als wesensgleiche Menschen mit anderer Sprache akzeptierte. Ferdinand Berthier, der spätere taubstumme Biograph de l'Epées nannte ihn sogar den „geistigen Vater der Taubstummten“ und sah in ihm den „Mann, dem eine ganze Klasse von Unglücklichen ihre intellektuelle Emanzipation schuldete“ (30). Es war der unvergleichliche Verdienst von de l'Epée, daß er der Taubstummtenpädagogik zum Durchbruch verhalf und die Bildungsfähigkeit der Gehörlosen seitdem kaum mehr in Frage gestellt wurde. Der lang gehegte Wunsch de l'Epées ging erst am 21.7.1791 in Erfüllung, als sein Privatinstitut von der republikanischen Regierung zu einem Nationalinstitut erhoben wurde. Er konnte das aber nicht mehr miterleben, da er schon am 23.12.1789 gestorben war. 1794 wurde das Taubstummteninstitut in die Saint-Jacques-Rue in der Nähe des Zentrums von Paris verlegt, wo es sich heute noch befindet. Es ist das erste Taubstummteninstitut der Welt und zugleich das erste Institut in der Behindertenpädagogik überhaupt. (31)

### 2.3. Das zweite Taubstummeninstitut in Leipzig/Sachsen 1778 unter Samuel Heinicke und die orale Methode

Samuel Heinicke wurde am 10.4.1727 in Nautschütz, einem kleinen Dorf südlich des kursächsischen Weißenfels, als Sohn eines wohlhabenden Bauern geboren. Er sollte in seiner Jugend die Nachfolge seines Vaters als Bauer antreten, hatte aber mehr Interesse für die Wissenschaften. Heinicke verließ 1750 das Elternhaus aus Protest, da sein Vater ihn mit einer vermögenden Bauerntochter verheiraten wollte. Er ließ sich bei der Militärkaserne in Dresden anwerben und fand sich schnell im Dienst zurecht. Er hatte nebenbei Zeit für seine Studien und sammelte Erfahrungen beim Nachhilfeunterricht mehrerer Familien. Heinicke unterrichtete für kurze Zeit auch ein taubstummes Kind auf der Basis der Schriftsprache und des Handalphabets. Er verheiratete sich 1754 mit Johanna Maria Elisabeth Kracht. Als 1756 der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Sachsen begann, wurde Heinicke von den preußischen Soldaten gefangengenommen. Er konnte jedoch aus dem besetzten Dresden fliehen und tauchte bei den Eltern unter. 1757 schrieb er sich an der Universität Jena ein, um Philosophie, Mathematik und Naturlehre zu studieren. Er war jedoch vor den preußischen Soldaten nicht sicher und entschloß sich, mit seiner Frau und seinem Sohn ins nördliche Ausland zu fliehen. Sie kamen 1758 in Altona an, das auf dänischem Hoheitsgebiet lag. Heinicke fand nach einiger Zeit eine Anstellung als Privatsekretär und Hofmeister im Hause des Heinrich Carl Schimmelmänn in Wandsbek bei Hamburg. Schimmelmänn war im Dienst für Dänemark häufig auf Reisen und nahm Heinicke manchmal mit nach Kopenhagen. Durch die Fürsprache Schimmelmännns erhielt Heinicke 1768 eine Stelle als Kantor und Schullehrer in der im nordelbischen Raum bekannten Johannis-Kirche in Eppendorf bei Hamburg. Als ein taubstummer „Müllersohn“ aus der Gegend unterrichtet und konfirmiert werden sollte, beschäftigte er sich wieder mit der Taubstummenbildung. Nach und nach kamen taubstumme Kinder aus verschiedenen Ländern zu ihm. Der Großteil der aufgenommenen Kinder kam aus den hochgestellten Familien. Heinicke machte sich vor allem durch die Fortschritte von der jungen Adligen, Baronesse Dorothea von Vietinghoff aus Riga/Rußland, einen Namen, da sie gut schreiben und sprechen konnte. Dabei gab Heinicke 1775 eine Sammlung von Geschichten des Alten Testaments, das erste je erschienene Schulbuch für Taubstumme, heraus. Von einem vom Unterricht beeindruckten Offizier aus Sachsen wurde Heinicke aufgefordert, ein Taubstummeninstitut in seiner alten Heimat zu leiten. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen folgte der Bitte von Heinicke und ordnete per Dekret am 13.11.1777 die Errichtung eines Taubstummeninstitutes in Leipzig an. Heinicke kehrte nach zwanzig Jahren heim, mit seiner zweiten Frau und den vier Kindern. Nach dem Tod der ersten Frau 1775 hatte er drei Jahre später Anna Katharina Elisabeth Kludt (1757-1840) in Hamburg geheiratet. Er nahm neun seiner Eppendorfer Schüler mit nach Leipzig. Am 14.4.1778 eröffnete Heinicke das 'Kursächsische Institut für Stumme und andere mit Sprachgebrechen behaftete Personen'. Er erhielt als Direktor ein Gehalt von 400 Talern und unterrichtete die Schüler in seiner Privatwohnung. Der Staat übernahm für drei bis vier Jahre die Verpflegelder für arme Schüler. Die Schüler im fortgeschrittenen Alter nahmen beim Unterricht teil, so auch einige hörende Schüler, die sprachbehindert waren. Schließlich waren die Leistungen der Schüler in Leipzig weniger bemerkenswert als die der Schüler in Eppendorf. Nach einem Schlaganfall starb er plötzlich am 30.4.1790 in Leipzig. (32)

Am Anfang seiner Lehrtätigkeit in Eppendorf unterrichtete Heinicke die taubstummen Schüler nach der Methode Ammanns, indem er ihnen die Artikulation mit der Hilfe der Schriftsprache beibrachte. Er war jedoch nicht zufrieden, da die Schüler ihre Kenntnisse nicht ausreichend behielten. Seine Überlegungen führten zur Erkenntnis, daß die Schüler die Begriffe auf der Basis der Lautsprache, nicht auf der der Schriftsprache entwickeln sollten. Heinicke stellte zu der Denkensart bei Hörenden fest, daß die Begriffe „sowohl aus der sinnlichen, als auch die aus der intellektuellen Welt“ (33) aus den Tönen entwickelt wurden und es einen Zusammenhang zwischen Hören und Sprechen gab. Dann konnten die Kenntnisse in der Verbindung mit dem Lesen und Schreiben behalten werden. So entwickelte sich seiner Meinung nach bei Hörenden die Sprache. Heinicke entschied, daß Taubstumme sich auch auf diese Art die gesprochenen Worte in Gedanken und Ausdrücken aneignen sollten. Er stellt 1775 daher ein neues Postulat in der Taubstummenpädagogik auf:

„[...] die Tonsprache muss auch bei Taubstummen zur Entwicklung der Begriffe am ersten zu Zeichen der Gedanken gebraucht, und die Schriftsprache nur auf die Tonsprache gegründet werden, ebenso wie bei uns Hörenden.“ (34)

Heinicke behält zugleich „eine wichtige Entdeckung Ammanns“ bei, „der das Abfühlen der Sprache von

der Kehle des Lehrers als das 'große Geheimnis dieser Kunst' bezeichnete“ (35). Weiterhin ließ Heinicke sich nicht abhalten, die anderen Taubstummenlehrer aus der früheren Zeit und in der Gegenwart in einer ihm typischen Polemik anzugreifen. Er glaubte, seine Methode für die allein richtige und gültige halten zu dürfen, wie es im folgenden zu lesen ist:

„Ich rechne unter diese mir bekannten schädlichen Lehrarten, die von Wallis, Ammann, Raphel, Pereire, de l'Epée, Deschamps, und alle andere von diesem Zuschnitte. Alles, was diese Männer von der Begriffentwicklung aller Arten von ihren Lehrlingen vorgeben, ist Blendwerk, das aus sinnlichen, mechanischen, und undauerhaften Fertigkeiten besteht, woran der Verstand keinen Anteil hat, und nur eine kurze Zeit dauert.“ (36)

Aus diesen Vorwürfen entwickelte sich ab 1781 ein Methodenstreit mit de l'Epée, der im nächsten Abschnitt kurz behandelt wird. Die Stellen zur Bedeutung der Gebärdensprache waren vereinzelt in den Werken Heinickes zu finden. Es ist im exemplarischen Sinne aus einem Buch Heinickes nach Schumann zu zitieren: „Man mag die Tonsprache oder die Schriftsprache bei Taubstummen anwenden, so ist eine sowohl wie die andere mechanisch, wenn die Zeichensprache nicht zu Grunde liegt.“ (37) Es war wahrscheinlich so, daß die Gebärdensprache bei Heinicke nicht verdrängt, aber auch nicht gefördert wurde. Es bleibt meines Erachtens festzuhalten, daß die Gebärdensprache in Heinickes Unterricht ihren Platz hatte und er dennoch ein Vertreter der oralen Methode war. Schließlich meinte Heinicke, ein wichtiges Mittel für den erfolgreichen Sprachunterricht erfunden zu haben. Er nannte es das Arkanuum (auf deutsch: Geheimnis), das er in acht Seiten darlegte. Es waren ihm Zweifel an der These 'Die Taubstummen hören mit den Augen' gekommen, so daß er den Ersatz beim Geschmack suchte. Demnach sollten die taubstummen Schüler die ersten Laute, zum Beispiel a mit reinem Wasser, e mit Wermut-Extrakt, i mit einer Spur Essig, o mit Zuckerwasser und u mit Öl, in Zusammenhang bringen. Das war aber eine (Selbst)Täuschung Heinickes. Dieser Vorgang erregte allgemeines Mißfallen und brachte nach dem Tod Samuel Heinickes seiner Familie nur Ärger. (38) Ab etwa 1770 machten sich die Einflüsse der zeitgenössischen philosophischen Richtungen bei Heinicke geltend. In der Protestbewegung zur rationalistischen Aufklärungsphilosophie sammelten sich die Stimmen, die die emotionale Seite nicht vernachlässigen wollten. Sie wurde als die Sturm- und Drang-Bewegung bekannt. Der Philosoph Johann Gottfried Herder (1744-1803) hatte seinen großen Anteil. An dieser Bewegung nahm auch der ältere Schriftsteller aus Altona, Friedrich Klopstock, teil. Heinicke kannte Klopstock persönlich aus der Zeit in Altona und Eppendorf. Herder gehörte ebenso zu den ersten Neuhumanisten, die die klassische Bildung aus dem Griechischen und dem Römischen wieder hervorheben wollten. Er beeinflusste Heinicke, insbesondere mit seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“. Herder hob darin die gesprochene Sprache als das Menschentum hervor. Heinicke dachte genauso und fühlte sich bezüglich seiner Unterrichtsmethode bestätigt. Herder hatte sich jedoch schon mit Bedenken zu Taubstummen geäußert: „Die Sprache des Menschen, der wohl Gesichts-, aber keine Gehörsempfindungen hat, würde eine Art Pantomime, seine Schrift eine Algebra durch Farben und Striche werden - aber tönende Sprache nie!“ (39) Heinicke war im religiösen Sinne ein Pietist, da er aus einer pietistischen Familie kam. Im Pietismus war die Umsetzung der ethischen Forderungen in die Praxis großgeschrieben. Er verstand sich als die Volksbewegung innerhalb der reformatorischen Kirche und hatte manchmal eine militante Ausprägung. Aufgrund dieses Verständnisses sah Heinicke die Taubstummen als Gottes Geschöpfe an. Schumann schreibt über den Unterschied zwischen Herder und Heinicke: „[...] schärfer noch als Herder sieht Heinicke im Menschen den Siegelabdruck des Göttlichen und in der Sprache den göttlichen Ursprung, wenn er auch ihre Kultur als menschlich ansieht [...]“ (40) Insgesamt gesehen stand Heinicke unter den Einflüssen des Pietismus, der Aufklärung, der Sturm- und Drang-Bewegung und des aufkommenden Neuhumanismus. Es führte dazu, daß Heinicke überheblich wurde und bei den Zeitgenossen in der Gesellschaft unbeliebt war. Der spätere Biograph von Heinicke, Paul Schumann, erklärt dies nach eingehender Forschungsarbeit über das Leben und Wirken Heinickes:

„[...] der Gang seines Lebens und die Mängel seiner späten, unvollkommenen und selbstgelehrten Bildung steigerten die in ihm schon vorgebildeten Eigenschaften des Selbstgefühls und des Eigenwillens, der Derbheit und Grobheit. Seinem Charakter mangelten die Werte der Reife und Ruhe, der inneren Schönheit, der mit sich selbst fertigen Freiheit.“ (41)

Trotz der negativen Einschätzung bei den Zeitgenossen erkennt Schumann als Grund für die spätere Popularität Heinickes, daß „dieser Einzelgänger, wie so mancher Autodidakt, auf einigen Gebieten

neue Gedanken angeregt und neue Ziele gewiesen“ (42) hatte. Schumann und Kröhnert waren der Auffassung, daß Heinicke als erster Taubstummlehrer den inneren Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen begriff und somit die Trennung von Denken und Sprechen in der Sprachtheorie überwand. Denn Heinicke stellte zum erstenmal die Forderung, daß die Lautsprache gleich als die Verkehrssprache eingesetzt und erlernt werden mußte. Er wies schließlich immer wieder auf das „Ineinanderwirken von Denken und Sprache“ (43) hin. Heinicke wurde daher der Begründer der Lautspracherziehung genannt. Es ist insgesamt festzustellen, daß sein Erfolg in der damaligen Zeit darin bestand, das erste deutsche Taubstumminstitut errichtet zu haben. Sein Verdienst daran war und ist nicht abzustreiten. (44)

#### **2.4. Methodenstreit zwischen de l'Epée und Heinicke 1781/82**

Aufgrund der obengenannten Vorwürfe Heinickes schickte der Taubstumminstitutgründer in Wien Stork einen Brief an Heinicke und verteidigte darin die Position seines Lehrmeisters de l'Epée. Heinicke blieb im Antwortschreiben bei seiner Haltung, worauf Stork die Briefe an de l'Epée weiterleitete. De l'Epée eröffnete einen Briefwechsel. Es gab insgesamt drei Briefe von ihm und zwei von Heinicke. Heinicke, der das Gefühl hatte, sich nicht mit de l'Epée verstehen zu können, beendete in seinem zweiten Brief den Briefwechsel. Daraufhin schrieb de l'Epée den dritten Brief. Im Briefwechsel argumentierte Heinicke, daß die Taubstumm in Lautsprache denken und reden sollten, damit sie wirklich die Sprache erfassen und entfalten konnten. Im Gegensatz zu ihm konnte de l'Epée sich nicht vorstellen, daß die Taubstumm sich als denkende und sprechende Menschen wie die hörenden Menschen auszeichnen konnten. Der entscheidende „Unterschied zwischen unmittelbarer Sprachaneignung und Übersetzungsverfahren“ (45) wurde aber nicht diskutiert und blieb weiter offen. Kruse gibt sein Urteil zu dem Methodenstreit ab: „Beide Gegner wollten, jeder für sich, die einzig wahre Lehrart erfunden haben, aber darin irrten beide sehr, indem einer guten vollständigen Methode weder die Zeichensprache noch die Artikulation fehlen dürfte.“ (46) De l'Epée meinte den Briefwechsel nicht auf sich beruhen lassen zu können, da Heinicke bei seinen Vorwürfen geblieben war und sich nicht entschuldigt hatte. Damit „ist der Riß zwischen der deutschen und französischen Schule vollendet“, bemerkt Kruse. (47) De l'Epée kam auf die Idee, die Methodenfrage in den Akademien behandeln zu lassen. Die Briefe zwischen den beiden Kontrahenten lagen in den Akademien in Chalons sur Marne, Lyon, Upsala, Petersburg, Wien, Bern, Zürich und Leipzig vor. Mehrere Gelehrte entzogen sich der Diskussion. Der Rest votierte für die Methode de l'Epées, da sie sie als geeigneter für den Taubstummunterricht beurteilten. Ausgerechnet in Leipzig sprach sich der Gutachter, ein Professor an der Universität, für die Methode de l'Epées aus. Dieser Fall bewies die Unbeliebtheit von Heinicke selbst bei den Landsleuten. Seine Verschwiegenheit zu der Unterrichtsmethode hatte ihn selbst in ein schlechtes Licht gestellt.

### **3. Einsatz der kombinierten Methode in den genannten Taubstumminstitutionen ab dem Ende des 18. Jahrhunderts**

#### **3.1. In Berlin/Preußen unter den Direktoren Ernst Adolf Eschke ab 1788 und Ludwig Grasshoff ab 1811**

Ernst Adolf Eschke wurde am 17.2.1766 in Meissen/Sachsen geboren. Er hatte eine Begabung für das Schreiben und veröffentlichte schon im 13. Lebensjahr die ersten Artikel. Er kam 1785 als Jurastudent nach Leipzig und trat in den literarischen Zirkel um Heinicke ein. Durch die Hospitationen bei Heinicke fand er das Interesse an der Taubstumm Bildung. Er lernte die älteste Tochter Heinickes Juliane Caroline Tugendreich (1763-1845) kennen und heiratete sie. Das Ehepaar ging 1788 nach Berlin und wirkte ab diesem Zeitpunkt dort für die Erziehung und Bildung Taubstummer. Eschke erwarb sich zunächst durch Privatunterricht mit taubstummen Schülern Anerkennung. Durch eine ministerielle Verordnung vom 2.12.1788 durfte er unter Approbation des Oberschulkollegiums den Taubstummunterricht aufnehmen. Das Privatinstitut wurde 1792 aufgrund der niedrigeren Grundstückspreise in das benachbarte Niederschönhausen verlegt, wo es sich bis 1797 befand. Dann stand der Rückkehr nach Berlin nichts mehr im Wege, als der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein Grundstück in Berlin für das Institut ankaufen und es 1798 zu einem 'königlichen preußischen Taubstumminstitut' erheben ließ. Eschke wurde zum königlichen Professor und Direktor des Instituts ernannt. Es gab auch einige Freistellen für die Kinder aus armen Familien, die meisten Schüler wurden jedoch auf die Kosten der Eltern zum Institut geschickt. (1) Auf die Taubstummepädagogik machte

Eschke seit 1794 mit mehreren Artikeln in der 'Berlinischen Monatsschrift' aufmerksam. Diese Zeitschrift war von 1783 bis 1796 als eine der einflußreichsten Zeitschriften der deutschen Spätaufklärung publiziert worden. Eschke distanzierte sich von der Verschwiegenheit seines Schwiegervaters Heinicke bezüglich seiner Unterrichtsmethode, indem er in seinem ersten Artikel bekennt:

„Ich will hiermit den ersten Schritt thun, und in der Vorrede selbst das enthüllen, was Heinicke bisher als ein Arkanum unter dem Mantel trug; denn ich bin versichert, daß kein Arkanumskrämer in der jetzigen Welt mit Ehre existiert [...] ist es aber das nicht, wofür man es ausgiebt, so ist das Gewerbe damit - die schändlichste Betrügerei.“ (2)

Eschke machte sich jedoch am Anfang die Vorstellungen Heinickes zueigen. Er schreibt 1791: „Fast kommt es mir vor, wenn ein Taubstummer Begriffe durch die Gebärdensprache lernen soll, als sollte er Musik lernen.“ (3) Nach mehrjährigen praktischen Erfahrungen und durch die Lektüre der Bücher von de l'Épée und Sicard erkannte Eschke seinen Irrtum. Eschke durchlebte somit eine Wandlung und leugnet die Bedeutung der Gebärdensprache nicht mehr: „Viele, fast die meisten, entstummt Tauben verbinden mit der erlernten Tonsprache zugleich ihre Muttersprache: die Gebärdenkunst.“ (4) Eschke berücksichtigte im Unterricht die Gebärdensprache, die Schriftsprache und die Lautsprache und richtete sich nach der individuellen Begabung des einzelnen Schülers aus. Dies war aus der Sicht von Kruse auf die Einstellung Eschkes als „Eklektiker, der alles wohl zu prüfen und das Beste zu behalten wußte“ (5) zurückzuführen. Schließlich stellt Eschke die Forderung an die angehenden Taubstummenlehrer, daß sie die kombinierte Methode und die Gebärdensprache als die Verkehrs- und Metasprache im Unterricht einsetzen sollen:

„Daß dabei Sprechen, Lesen, Schreiben und Zeichnen nicht vernachlässigt werden, versteht sich von selbst. Nur wage sich niemand an diesen Unterricht, der nicht mit der Denkungsart und Gebärdensprache der Taubstummen vertraut ist. Jedem, dem dieses Ehrenkleid mangelt, ist mit Recht zuzurufen: Freund, wie bist du hereingekommen? - Ein Lehrer der Taubstummen muß die Pantomime wenigstens eben so gut verstehen, wie sein Schüler.“ (6)

Über den Umgang mit den Schülern und die Wirksamkeit seiner Methode berichtete Eschke in der 'Berlinischen Monatsschrift'. Darin wurde seine Einstellung als hervorragender Aufklärer sichtbar, da Eschke sich um die Wahrheit durch Dialoge mit den Schülern und anderen Gelehrten bemühte. Es ist in zwei Stellen explizit zu erkennen, inwieweit Eschke bereit war, mit den Schülern zu diskutieren. Ein Schüler beklagte sich, daß es bei der deutschen Sprache im Vergleich zur Gebärdensprache zu viele Wörter in einem Satz gebe. Zur Verteidigung der deutschen Sprache wies Eschke auf die Vielfalt der einzelnen Gebärden hin, während es mehr sichtbare Differenzen bei den Wörtern und Sätzen gab. Die Unterschiede zwischen zwei verschiedenen Sprachen und ihren grammatischen Strukturen wurden in der Vergangenheit implizit schon erkannt, wie es heutzutage durch die Gebärdensprachforschungen belegt wird. (7) Weiterhin erwiesen sich die Leistungen von den meisten Schülern als gut. Einige entlassene Schüler konnten sich im Berufsleben als Beamte bewähren. Es war auch ein Novum in der deutschen Bildungsgeschichte, daß der Schüler Johann Karl Habermaß 1803 als Lehrer eingestellt wurde und somit der erste taubstumme Lehrer im Taubstummeninstitut war. Für die außerordentlichen Erfolge zur Bildung und Erziehung Taubstummer hatte Juliane Caroline Eschke einen großen Anteil, da sie sich hervorragend um die Erziehung Taubstummer und die Ökonomie des Instituts kümmerte. Dabei bekennt Ernst Adolf Eschke sich offen zu den Erziehungsmaximen:

„Mit Heiterkeit und fröhlicher Laune müssen Taubstumme unterrichtet werden. Fröhliche Laune beim Unterrichten ist jedoch nicht spielender Unterricht. [...] Es heißt nur eine Leidenschaft in dem jungen Herzen erwecken, welche ihn die stärksten Anstrengungen erleichtert.“ (8)

Er orientierte sich an den Bedürfnissen der Kinder und führte die entsprechenden Maßnahmen durch. Es gab Übereinstimmungen zwischen der Methode Eschkes und der Elementarmethode von Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827). Pestalozzi hatte für die armen, verwahrlosten Kinder in Ifferten/Schweiz eine Elementarmethode gestaltet. Der Unterricht wurde auf den Anfängen aufgebaut, indem es mit den Elementarmitteln Zahl, Form und Sprache begann. Dann wurde stetig und lückenlos vorangeschritten. Pestalozzi war von den Forderungen von dem französischen Aufklärer Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) angeregt worden, nach dem der Gang der Natur mit der Vernunft beschränkt werden mußte. Eschke war offenbar der erste deutsche Taubstummenlehrer, der ähnlich wie

Pestalozzi dachte und arbeitete. (9) Kruse hielt den Sprachunterricht Eschkes für vernünftig, weil Eschke „von der Sache, den realen Erscheinungen ausging“, während „de l'Epée mehr einen grammatischen, und Sicard mehr einen logisch-metaphysischen Weg beim Sprachunterricht einschlug“ (10). Dabei stellte Kruse die Fortschritte in der Taubstummenpädagogik durch Eschkes Bestrebungen fest. Dies wird im folgenden ausführlich zitiert:

„Er war sicher der erste Deutsche, welcher die fast verschollene Gebärdensprache wieder in ihr Recht setzte, und ihr das Ansehen verschaffte, welches ihr, als Grundform und Bedingung des geistigen Lebens solcher Menschenklasse wirklich gebührte. [...] Er suchte daher weniger durch den unmittelbaren Einfluß der Artikulation, - was nur ein falscher Wahn so vieler deutschen Taubst.-Lehrer ist, - als durch die Vergeistigung, allmähliche Verkörperung des Denkens, den Taubstummen zu entstommen, und räumte in dieser Beziehung der Artikulation nur einen untergeordneten, adjungierten Wert ein.“ (11)

In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, daß Eschke viele Gebärden in den Bereichen Tiere und Lebensmittel beschrieb. Er hatte einen Artikel darüber im 1811 veröffentlichten Buch beigefügt. Es läßt sich insgesamt folgern, daß Eschke die Grundlage für den Einsatz der kombinierten Methode im Taubstummenunterricht schaffte. Ihm kann daher zugeschrieben werden, daß er den Mittelweg zwischen den Kontrahenten de l'Epée und Heinicke gesucht und gefunden hatte. Dabei hatte Eschke die beiden Methoden vom Sehen und Hören gut gekannt. Als die Napoleonischen Feldzüge 1805 Verwüstungen in Preußen hinterließen und der Staat kein Geld für das Institut bezuschußte, machte Eschke das Beste draus. Mit eigenen Mitteln übernahm er die Kosten einiger Schüler und der Lehrer über ein Jahr hinaus. Dann erhielt er Anerkennung von den Behörden, indem er 1808 zum Oberschulrat befördert und die Aufsicht über das Institut durch das Oberschulkollegium aufgehoben wurde. Ihm war es gelungen, die Autonomie des Instituts unter der Obhut des Staats zu bewahren. Als er nach kurzer Krankheit am 17.7.1811 in Berlin starb, befanden sich 34 Schüler im Institut. Daher war Ernst Adolf Eschke nach Schumann „der Bahnbrecher der Idee der Taubstummenbildung in Preußen und darüberhinaus“ (12).

Ludwig Graßhoff wurde 1770 in Oschersleben geboren. Er studierte in Berlin Philologie und wurde Gymnasiumslehrer. Nachdem er mit Eschke in Kontakt gestanden hatte, beschäftigte er sich seit 1803 nebenamtlich mit dem Taubstummenunterricht und ab 1805 als erster Lehrer. 1809 wurde er als Professor ernannt und beauftragt, die Vorlesungen an der Universität über Philologie abzuhalten. Dabei lernte er die Tochter Eschkes kennen und verheiratete sich 1810 mit ihr. Graßhoff wurde Nachfolger von Eschke und leitete seitdem das Institut. Aber das Klima mit den Vorgesetzten verschlechterte sich, da die Vorstellungen über die Verhältnisse des Instituts aufeinander prallten. Graßhoff mochte die freigewordene Lehrstelle durch einen neuen Lehrer besetzen sehen und dazu einen Lehramtskandidaten zur Verbreitung des Taubstummenunterrichts einstellen. Aber die Behörden wollten sich mit einem Kandidaten begnügen, da sie die Priorität auf die Lehrerbildung setzten. Graßhoff mußte sich geschlagen geben und war seitdem verstimmt gegenüber den Vorgesetzten, da er über keine Autonomie mehr verfügte. So arbeiteten 1812 Graßhoff als Direktor, Frau Oberschulrat Eschke als Ökonomin und Erzieherin, Habermaß als erster Lehrer, Knüpfer als Zeichenlehrer und Karl Ferdinand Neumann (1788-1833) als Lehramtskandidat im Institut. (13) Nachdem Neumann nach vier Jahren Ausbildung gegangen war und 1817 das Taubstummeninstitut in Königsberg/Ostpreußen gegründet hatte, kam Anton Weidner 1815 als neuer Lehramtskandidat ins Institut. Während Graßhoff sich um die Ausbildung der Kandidaten kaum und widerstrebend kümmerte, hielten Juliane C. Eschke und Habermaß ihre Arbeiten weiter aufrecht. Die Zahl der Schüler vermehrte sich auf 48, so daß 1819 das Gebäude an der Linienstraße 84 um zwei Geschosse vergrößert werden mußte. Weidner beendete 1820 seine Ausbildung und ging nach Kentrop bei Münster, um dort ein Institut zu begründen. Als Knüpfer auch nicht mehr dort arbeitete, stellte Graßhoff den zweiten Taubstummen Karl Heinrich Wilke als Hilfs- und Zeichenlehrer ein. 1823 sahen sich die Vorgesetzten zum Einlenken gezwungen, daß es mehr Lehrer im Institut bedurfte. Sie stellten daher zwei neue Hilfslehrer Reimer und Lachs neben einem Lehramtskandidaten ein. (14) Bei Graßhoff war der Einsatz der Gebärdensprache im Unterricht großgeschrieben. Für ihn war es wichtig, daß die Schüler eine in der Gebärdensprache dargebotene Erzählung in der Schriftsprache dem Sinn nach wiedergeben konnten. Die Lautsprache wurde offensichtlich vor allem bei sprechbegabten Schülern gepflegt. Somit setzte Graßhoff schülerabhängig die kombinierte oder die manuelle Methode ein. Er macht nicht ohne Stolz eine



Bemerkung über den Einsatz der Gebärdensprache im Berliner Taubstummeninstitut: „In der Gebärdensprache hat es die Berliner Anstalt, vielleicht Leipzig abgerechnet, ungemein weit gebracht, und die Anstalt nimmt nach dieser Seite hin, die erste Stelle ein.“ (15)

Die Idee der Verallgemeinerung wurde ab 1820 durch die Argumentationen von Johann Baptist Graser (1766-1841) aufgewertet. Graser war Erziehungswissenschaftler und Schulrat in Bayreuth/Bayern. Er unterrichtete dort seit 1821 einzelne taubstumme Schüler in der Volksschule. Die bekannte These Grasers ist im folgenden zu zitieren:

„Dahin muß es kommen, daß jeder Schullehrer auch Taubstumme zu unterrichten vermag und folglich jede Schule eine Taubstummenschule sein könne [...] dann kann man sagen, ist dem Taubstummen das erwünschte Heil gewährt, und die kostspieligen Taubstummeninstitute sind erspart zum besten anderer dringenden Schulbedürfnisse.“ (16)

Die taubstummen Kinder müßten dann nicht mehr in die Taubstummeninstitute gehen, sondern könnten in ihrer Heimat bleiben und zusammen mit den hörenden Kindern in die Volksschulen gehen. Dabei argumentierte Graser, daß die Taubstummen sich nicht richtig mit der Kultur der Hörenden vertraut machen konnten, wenn sie in den Taubstummeninstituten unter sich blieben. Somit sollte der Taubstummenunterricht in den Volksschulen verpflanzt werden. Demzufolge waren die Regierungen der europäischen Länder an dieser Möglichkeit interessiert. Denn so wurden weniger finanzielle Mittel benötigt und die Verpflichtung, die Bildung taubstummer Kinder zu sichern, wurde gleichzeitig eingelöst. In immer mehr Ländern wurden die Gesetze dafür erlassen. Es war beispielsweise mit dem Erlaß vom 14.5.1828 in Preußen folgendes geschehen: Die Verantwortlichen der Taubstummeninstitute in Berlin, Königsberg und Münster wurden verpflichtet, die Ausbildung für junge Seminarlehrer durchzuführen. Dort erfuhren die Seminarlehrer vom Zusammenhang zwischen Gebärdensprache, Schriftsprache, Lautsprache und Begriffsentwicklung. Nach der Anleitung von Taubstummenlehrern wurden die Seminarlehrer in neugegründete Seminar-Taubstummenanstalten berufen. Dort gaben sie Unterricht für taubstumme Schüler und bildeten die Seminaristen in Theorie und Praxis des Taubstummenunterrichts aus. Von 1828 bis 1832 wurden 33 Seminarlehrer in drei Taubstummeninstituten ausgebildet. In vielen deutschen Ländern entstanden daher nach und nach die Seminar-Taubstummenanstalten, die den bestehenden Lehrerseminaren angegliedert wurden. (17)

Dr. Ludwig Graßhoff blieb als Direktor bis zu seiner Pensionierung am 1.4.1840. Schließlich starb er am 16.7.1851 in Berlin. Unter dem neuen Direktor Karl Wilhelm Saegert (1809-1879) kehrte Ruhe im Institut ein, da Saegert sich nicht im Konflikt mit den Vorgesetzten befand, was bei Graßhoff der Fall war. Lachs als erster, Reimer als zweiter und Wilke als dritter Lehrer sorgten für gute pädagogische Arbeit im Institut. (18)

### **3.2. In Kiel und Schleswig/Dänemark unter den Vorstehern Georg Wilhelm Pfingsten ab 1799 und Hans Hensen ab 1826**

Georg Wilhelm Pfingsten wurde am 5.3.1746 in Kiel geboren. Nach dem frühen Tod seiner Mutter wuchs er bei verschiedenen Pflegeeltern auf und lebte in verschiedenen Städten. Er traf die gleichaltrigen Taubstummen in seiner Nachbarschaft und erlernte die Gebärdensprache im Umgang mit ihnen. Dabei erfuhr er, daß sein Vater in seiner Jugendzeit in engem Kontakt mit dem Superintendenten Georg Raphel und seinen taubstummen Töchtern gestanden hatte. Sein Vater hatte sich mit den Töchtern meistens mit Pantomime, seltener durch Schreiben unterhalten, als er von 1734 bis 1742 als Soldat in Lüneburg stationiert war. 1760 nahm er, der oft als Militärmusiker für das Herzogtum Holstein unterwegs war, Georg W. Pfingsten mit nach Petersburg mit. Hier beschäftigte er sich ausschließlich mit Musik. Nach zwei Jahren kehrten sie nach Kiel zurück und er entschied sich, jedoch eine Lehre als Perückenmacher zu absolvieren. Nach der Lehrzeit und mehreren Wanderjahren ließ er sich 1773 in Lübeck nieder, wo er Meister wurde. Pfingsten heiratete die Frau Engel, mit der er acht Kinder bekam, von denen sechs bereits im jugendlichen Alter verstarben. Seine Kontakte zu Taubstummen, die ihm lieb geworden waren, pflegte er. Er traf sie während den Zeiten in Rußland und in verschiedenen Städten Norddeutschlands, weil er

„an jedem Orte, wo ich mich eine Zeitlang aufhielt, mich nach Taubstummen erkundigte, ihren Umgang suchte, ihre Pantomimensprache untersuchte, ihre Denkart erforschte, ihnen nützlich wurde und gern half, wo ich konnte“. (19)

Seine Kenntnisse in der Gebärdensprache waren daher groß. In Lübeck verschaffte er sich durch seine Musikauftritte Zugang zu den einflußreichen Persönlichkeiten. Dadurch konnte er seine wissenschaftlichen Kenntnisse erweitern. Als die Mode des Perücketragens immer mehr abnahm, gab er das Handwerk auf und konzentrierte sich auf den Lehrberuf. Er erlebte dabei eine Wandlung seines Glaubens, da er sich dem Pietismus zuwendete. Seine Haltung war seitdem von der „verinnerlichten und tätigen Frömmigkeit“ (20) geprägt. Zunächst erfand er ein manuelles Kommunikationssystem, die Trommel- und Signalsprache, bei der zur Nachrichtenübermittlung die Hände in der Luft bewegt wurden. Er versuchte erfolglos, das Interesse bei den Musikern und Militärs zu wecken. 1787 begann er mit dem Unterricht eines stummen Jungen. Er konnte nach mehreren Monaten Unterricht wieder sprechen. Nach diesem Erfolg kamen mehrere Taubstumme zu seinem Privatinstitut in Lübeck. Pffingsten kannte die Schriften von de l'Épée, Heinicke und Stork und war von deren Methoden nicht angetan. Er ging seinen eigenen Weg, indem er mit der Gebärdensprache die Schüler sprechen, schreiben und lesen lehrte. Der Unterricht im Sprechen hing am Anfang mit dem Schreiben zusammen, indem die Schüler die Schriftzeichen kennen- und aussprechen lernten. Er untersuchte dabei die Mechanismen des Sprechens und unterschied die Buchstaben in tönende Laute und nicht tönende Laute. 1791 erhielt er mit der Fürsprache durch die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tüchtigkeit in Lübeck“ die Stelle als Küster, Organist und Schulhalter im Dorf Hamberge bei Lübeck und blieb dort bis 1799. In diesen zwölf Jahren in Lübeck und Hamberge wurden sechzehn Taubstumme von Pffingsten unterrichtet. Da er sich mehr Unterstützung für seinen Unterricht seitens des Staates wünschte, nahm Pffingsten Verbindungen mit Friedrich Leopold Stolberg (1750-1819) und mit Johan Ludvig Reventlou (1751-1801) auf. Stolberg war ab 1793 Präsident des Konsistoriums und für das Kirchen- und Schulwesen des Fürstbistums Lübeck verantwortlich. Reventlou war als erfolgreicher Sozialreformer in Dänemark bekannt. Hier hatte er sich vor allem im Aufbau des Volksschulwesens verdient gemacht. Stolberg und Reventlow machten den König Christian VII. von Dänemark auf die Situation Pffingstens aufmerksam. Dann richtete Pffingsten die Bitte in seinem 1797 verfaßten Memorial an den König und bat darin, das Taubstummeninstitut „gemeinnütziger und zu meinem Hauptgeschäfte zu machen“ (21). Der König genehmigte mit dem Erlaß vom 9.3.1799 die Eröffnung des 'Königlichen Taubstummen-Instituts' in Kiel. Er unterstellte es der Direktion des Schullehrerseminars in Kiel. Pffingsten wurde als Lehrer und Vorsteher des Instituts verpflichtet, jedes Jahr einen Bericht an die Direktion zu senden. Er mußte die Verpflegung der armen Kinder von seinen 300 Talern Gehalt finanzieren. In der Instruktion, die von der Direktion des Schullehrerseminars entworfen und dann in verkürzter Fassung Pffingsten mitgeteilt worden war, wird festgelegt, daß Pffingsten die Schüler „nicht nur im Schreiben, Lesen, sondern auch im deutlichen Sprechen, sowie in allen den Kenntnissen und Fertigkeiten zu unterrichten, deren Erlernung ihnen nötig und nützlich ist“ (22), hat. Bei den Besuchen der Taubstummeninstitute in Berlin und Leipzig 1803 bemerkte Pffingsten Ähnlichkeiten zwischen den dort eingesetzten Methoden und seiner Methode. Er hielt weiter seine für richtig befundene Methode bei, machte sie aber kaum bekannt. Pffingsten schrieb umso mehr über eine elektrische Heilbehandlung, als um 1800 neue Versuche von Ärzten unternommen wurden, die Taubheit zu heilen. Das war die Zeit des Galvanismus. Die Versuche waren an mehreren Schülern in Schleswig getestet und als erfolglos bewertet worden. Darüber berichtete Pffingsten in seinen Veröffentlichungen, wobei er nach dem anfänglichen Optimismus die Heilbehandlungen ablehnte. Diese medizinische Behandlungen waren beim Taubstummeninstitut in Berlin genauso ergebnislos verlaufen.

Bei dem Erlaß 1799 wurde zur Bedingung gemacht, daß Pffingsten die vom Schullehrerseminar ausgewählten Seminaristen in die Theorie und Praxis des Taubstummenunterrichts einführte. Dann sollten die ausgebildeten Volksschullehrer einzelne Taubstumme auf dem Land unterrichten. Die spätere Idee der Verallgemeinerung ab 1820 war hier im Keim vorweggenommen. Nach einigen Versuchen stellte Pffingsten fest, daß die Voraussetzungen Mut, Geduld und Kreativität für diese Tätigkeiten bei den Seminaristen nicht gegeben waren. Daraufhin traf der König eine neue und vorausschauende Entscheidung, indem er mit dem Patent vom 8.11.1805 die Schulpflicht für die taubstummen, bildungsfähigen Kinder ab dem siebten Lebensjahr in den Herzogtümern Schleswig und Holstein einführen ließ. Es war das erste Schulpflichtgesetz für Taubstumme der Welt. Im ersten Paragraph des Patents steht es geschrieben:

„Alle dürftigen Taubstumme unter 15 Jahren in unseren Herzogtümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona sollen in das Taubstummen-Institut zu

Kiel gebracht, und dasselbst auf Kosten des Landes unterhalten und unterrichtet werden.“ (23)

Der Staat übernahm zugleich die Kosten für die Verpflegung und Betreuung der Schüler. Das Institut wurde tatsächlich eine öffentliche Bildungsanstalt, obschon Pfingsten noch die Vorrechte am Institut besaß. 1803 waren 13 Schüler im Institut gezählt worden, bevor die Zahl sich 1809 auf 35 vergrößerte. Die Verlegung in ein größeres Gebäude wurde notwendig. Aufgrund der niedrigeren Grundstückspreise in Schleswig wurde das Institut dorthin verlegt und 1810 eröffnet. Die Aufsicht über das Institut wurde einer Direktion, die vom König eingesetzt wurde und aus drei Männern bestand, übertragen. Vor 1805 führte Pfingsten den Unterricht mit Hilfe seiner Familie. Er gab wöchentlich 42 Stunden Unterricht, seine Frau 24 Stunden Handarbeitsunterricht und seine Tochter 18 Stunden. Die Tochter, die ihm seit ihrem 11. Lebensjahr ausgeholfen hatte, kümmerte sich um das Lesen, die Entwicklung der Begriffe in der Gebärdensprache und die Artikulation der Schüler. 1805 wurde zum erstenmal eine Lehrkraft, die taubstumme Margaretha Hüttmann nach ihrer Konfirmation, eingestellt. Sie konzentrierte sich auf die Erläuterung der Begriffe in der Gebärdensprache. 1809 kam es zur Einstellung von Hans Hensen, der Pfingsten in seiner Arbeit entlasten konnte. Pfingsten erhielt 1809 vom König den Orden des Danebrog und 1812 den Titel eines außerordentlichen Professors. 1825 befanden sich im Institut 85 Schüler. Es war das Verdienst von Pfingsten, daß sich das Taubstummen-Institut in Schleswig aufgrund der kontinuierlichen Arbeiten Pfingstens nach 39 Jahren etablieren konnte. 1826 wurde er ehrenvoll vom König Friedrich VI. von Dänemark in den Ruhestand versetzt. Am 27.11.1827 starb Georg Wilhelm Pfingsten in Schleswig. (24)

Hans Hensen wurde am 18.6.1786 im Dorf Bünge bei Schleswig als der Sohn eines Bauern geboren. Er besuchte die Domschule in Schleswig und studierte dann Rechtswissenschaften an der Universität Kiel. Dort lernte er die Familie Pfingsten und deren pädagogische Arbeit kennen. Nach dem bestandenen juristischen Examen trat er 1809 als Hilfslehrer in das Taubstummeninstitut ein. Er übernahm gleich den Unterricht im Schreiben, Rechnen, in der Geographie und Naturgeschichte. Er lernte schnell, wie er den Schülern Sprechen und Schreiben beibringen sollte. Die Erlernung der Gebärdensprache war jedoch von entscheidender Bedeutung, wie es im Jahrbuch von 1809 zu lesen ist: „Er hatte sich bald in die Zeichensprache hineinversetzt, daß es ihm nicht schwer wurde, den Unterricht zu betreiben.“ (25) 1811 erhielt er eine Anstellung als zweiter Lehrer und adjungierter Vorsteher, so daß er für die Jahresberichte an die Direktion mitverantwortlich war. Durch seine Tätigkeit am Institut lernte er Pfingstens Tochter kennen, und sie heirateten. Hensen wurde 1815 zum Danebrogsmann und 1817 zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Patent wurde ebenso verordnet, daß die Handwerkmeister bei der Einstellung eines taubstummen Lehrlings eine jährliche Prämie von 24 Talern in den ersten beiden Jahren erhielten und die taubstummen Gesellen vom Wandern und Wechsel der Meister befreit wurden. Pfingsten vertrat zu dieser Zeit die Idee der Industrie-Anstalten, „um den Zöglingen des Institutes Gelegenheit zu geben, sich für ein künftiges Gewerbe in ihren Mußestunden vorzubereiten“ (26). Die Idee wurde von Hensen in die Tat umgesetzt. Nachdem erstmals eine Drechslerei 1810 eingerichtet worden war, wurden dem Institut bis 1826 eine Weberei, eine Schneiderei, eine Strickerei, eine Metaldreherei, eine Druckerei und eine Schuhmacherei angegliedert. Den Ausbau der Industrie-Anstalten hatten Pfingsten und Hensen aus dem Institutsvermögen finanziert. Dabei kam ihnen zur Hilfe, daß ein Flensburger Kaufmann nach seinem Tod 1818 sein Vermögen von 36 000 Talern dem Institut vermachte. Dieser hatte das aufgrund seines Mitleids gegenüber seinen zwei taubstummen Geschwistern, die ohne Schulbildung aufwachsen mußten, getan. Pfingsten und Hensen „sahen die Beziehungen zwischen Schul- und Berufsausbildung so eng, daß sie ihre gesamte Schulorganisation darauf abstellten“ (27). Daher konnte die Schulausbildung nicht mehr wie bisher betrieben werden. Es war damals wichtig, daß die Handwerkmeister die entlassenen Schüler aufnahmen, was oftmals auch geschah. Die Berufsausbildung und die Prämie vom Staat bewährten sich daher als Anreize. Für einige entlassene Schüler, die keine Stelle bekommen hatten, wurde eine Lösung gefunden, indem sie weiter in den Industrie-Anstalten blieben. Für sie und ebenso für die Unterstützung armer und kranker Taubstummer wurde 1813 ein Unterstützungsfonds gegründet. (28)

Die Taubstummenlehrer begannen den Unterricht in Gebärdensprache, damit die Schüler sich anregen ließen und für den Unterricht interessieren sollten. Als Pfingsten 1819 und 1823 die Unterrichtsbehelfe verfaßte, erklärt er im Vorwort die Bedeutung der Pantomime und der Gebärdensprache:

„Demnach soll und muß der Taubstummlehrer, wenngleich nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, doch zur Seele seines gehörlosen Schülers vordringen. Versteht er dies nicht, dann hat er keine Kunst, um sich Taubstummlehrer nennen zu können.“ (29)

So war die Kommunikation zwischen den Unterrichtsbeteiligten gesichert. Dabei lehnte Pfingsten die methodischen Gebärden von de l'Epée nicht ganz ab. Die Übungen im Artikulieren wurden durchgeführt, wenn die Entwicklung der Schriftsprache stetig voranging. Dabei hatte Pfingsten in der Elementarmethode „nicht durchgängig das Neue finden können, was davon verbreitet worden“ (30). Die Satzbildungslehre wurde daher systematisch gelehrt, worüber Kruse, ein ehemaliger Schüler von 1808-1817, in seiner Autobiographie 1877 mit kritischen Anmerkungen schreibt:

„Das erste, was ich lernte, war das mechanische Schreiben und Sprechen [...] Beim Sprechen fing man mit den einzelnen Lauten an [...], [bevor, H.V.] wir endlich zu ganzen Wörtern kamen [und, H.V.] [...] Gegenstände zu benennen anfangen. [...] Nun ging's zur Sprachkenntnis. Erstens kam es auf eine Sammlung von Wörtern an, und zwar zuerst auf die Kenntnis von Haupt- dann von Eigenschafts- und endlich Zeitwörtern. Mit dem größten Fleiß wurden die Charaktere und Gebrauchsweisen aller Arten von Wörtern kennen gelehrt und eingeübt. Der Gang des Sprachunterrichts war streng genommen ein grammatischer [...] [In höheren Klassen, H.V.], wo katechisiert wurde und wo auch kleine Erzählungen gelesen und selbst von den Schülern angefertigt wurden, [...] lernten die Schüler die Formen der Sprache, die sie bisher nur vereinzelt und nacheinander kennengelernt hatten, nun in ihrem Zusammenhang fassen.“ (31)

Kruse beurteilt mit den im folgenden zitierten Worten, welchen Stellenwert Pfingsten in der Taubstummepädagogik besitzt:

„Der Begründer des Instituts vereinigte die Gebärden- und Lautsprache aufs Engste miteinander, ohne der einen oder der andern das Übergewicht einzuräumen, und wußte sich hierdurch schon von den Extravaganzen fern zu halten, in welche leider sowohl de l'Epée als auch Heinicke verfallen sind.“ (32)

Es ist aus diesem Abschnitt zu sehen, daß Pfingsten die kombinierte Methode einsetzte, da die Gebärden-, die Schrift- und die Lautsprache gleichermaßen berücksichtigt wurden. Es scheint von großer Bedeutung zu sein, daß Pfingsten die Grundlage für die Entwicklung der Methode schaffte, obwohl er kaum über seine Methode schrieb. Sie wurde später als die Schleswiger Methode bekannt, wobei es Unterschiede betreffs der Ziele des Sprachunterrichts zwischen Pfingsten und Hensen gab. Die beiden verfolgten aber die gleichen Bildungsziele, daß „aus allen, auch den talentlosesten, möglichst gebildete Menschen werden und ihnen zugleich die Fähigkeit verschafft werde, nützliche Staatsbürger zu sein“ (33). Hensen erarbeitete ab 1813 mit Hilfe des Lehrgehilfen Kruse den 'Unterrichtskursus für Taubstumme', der bis 1828 in sechs Abteilungen und dem Anhang: 'Lektüre zur eigenen Fortbildung in der Wortsprache' herauskam. Das in mehreren Auflagen erschienene Buch fand weite Verbreitung, zumal Unterrichtsmaterialien zu dieser Zeit rar waren. Hensen war immer mehr davon überzeugt, daß der Unterricht seinen Sinn hatte, wenn die Schriftsprache als Angelpunkt der pädagogischen Arbeit akzentuiert wurde. Dadurch ergab sich die Chance, die Wortsprache plastisch lehren zu können, indem sie in ihre „Formen, Beziehungen, Verhältnissen, Verbindungen und Veränderungen“ (34) zerlegt und diese den Schülern aufgezeigt wurde. Die grammatische Satzbildungslehre wurde meistens beibehalten. Schließlich stellte Hensen, so nach Kruse, eine Definition zur Sprachentwicklung und -kompetenz auf: „Die Sprache sei ein Produkt unmittelbarer Übung, je reicheren und mannigfacheren Stoff das Leben für die schriftliche Übung bietet, desto besser gehe die Kultur der Sprache vonstatten“ (35). Dies wurde mit dem Einsatz der Gebärdensprache von den Unterrichtsbeteiligten praktiziert, damit die Kommunikation und die Sprachentwicklung der Schüler gesichert werden konnten. Am Anfang des Sprachunterrichts wurden immer die Sprechübungen durchgeführt, damit sich die Schüler „derselben leichter und fester ins Gedächtnis einprägen können“ (36). In den höheren Klassen wurde die Lautsprache seltener gefordert. Nachdem 1829 der adjungierte Vorsteher Grauer die Taubstumm-Anstalten in Berlin, Leipzig, Prag, Wien, Freising, Paris und Groningen bei einer Instruktionsreise besucht hatte, verfaßte er einen umfangreichen Reisebericht. Nach dem Studium des Berichts urteilt Hensen, daß „die hier geltende Methode sich als die ausgebildete bestätigt hat“ (37). 1836 hatte der Lautsprachunterricht sich auf zwölf Wochenstunden mit ausgewählten Schülern belaufen, bevor er 1843 nur noch vier Wochenstunden betrug. Die Lautsprache wurde als ein Unterrichtsfach gelehrt und vor allem bei

sprechbegabten Schülern gepflegt. Sie war kein Prinzip mehr wie zu Zeiten Pflingstens, als der Unterricht noch nicht von ökonomischem Aspekt überlagert wurde. Schließlich ist bei Kruse wiederum zu lesen:

„[...] bedürfe es der sorgfältigeren und fortgehenden Kultur der Lautsprache nur bei denjenigen, welche der Sprache einigermaßen mächtig geworden sind; bei den der Sprache weniger fähigen Subjekten seien Hopfen und Malz verloren.“ (38)

Es ist daraus zu erkennen, daß Hensen schülerabhängig die kombinierte oder die manuelle Methode einsetzte. Denn er setzte keine große Erwartungen in der Lautsprache der Schüler und ließ daher offen, welche Schüler darüberhinaus Unterricht im Sprechen erhielten. Weiterhin war Hensen für seine Erziehungsprinzipien bekannt. Der Grundsatz, nie den Unterricht auszusetzen, war ihm ein ernstes Anliegen. Er hielt die genaue Einteilung der Tageszeiten für ebenso wichtig, da feste Gewohnheiten „die sicherste Stütze eines moralisch guten Lebenswandels“ (39) waren. Nachdem Hensen aufgrund seines Einsatzes für Taubstumme bekannt geworden war, wurden ihm weitere Aufgaben übertragen. Er wurde 1830 Mitdirektor der Irrenanstalt in Schleswig und war seit 1835 Mitglied in der Ständischen Versammlung des Herzogtums Schleswig. Schließlich wurde er 1837 als Etatsrat berufen. Am 20.11.1846 fand er den Tod aufgrund eines unheilbaren Herzleidens. Hans Hensen hatte insgesamt 37 Jahre lang die Verhältnisse des Schleswiger Instituts gestalten können.

Nachdem die privat-rechtlichen Verhältnisse endgültig aufgehoben worden waren, besaß das Taubstummen-Institut die Funktion einer öffentlichen Landesanstalt. Der Staat trug die alleinige Verantwortung für Einnahmen und Ausgaben des Instituts. Der Vorsteher kümmerte sich weder um die Lehrereinstellung noch um ihre Besoldung. Die königliche Direktion und ab 1850 die Bürgermeister von Schleswig übten die Aufsichtsfunktion aus. Als die Herzogtümer Schleswig und Holstein nach dem dänisch-deutschen Krieg 1864 an das Königreich Preußen gefallen waren, wurden verschiedene Neuerungen eingeführt. Unter anderem wurden die Vorsteher jetzt als Direktoren bezeichnet. (40)

### **3.3. In Leipzig unter den Direktoren Anna Katharina Heinicke ab 1790 und Karl Gottlob Reich ab 1829**

Nach dem Tod Samuel Heinickes 1790 übernahmen der seit 1788 eingestellte Hilfslehrer August Friedrich Petschke (1759-1822) und Anna Katharina Elisabeth Heinicke gemeinsam die Leitung des Leipziger Instituts. Anna K. Kludt war am 9.11.1757 in Jüthorn bei Hamburg geboren worden. Nachdem sie nach einer kurzen Ehe mit zwanzig Jahren Witwe geworden war, nahm sie den Heiratsantrag von Samuel Heinicke an. Ihre zwei taubstummen Brüder hatten Unterricht bei Samuel Heinicke in Eppendorf und in Leipzig genossen. Karl Ernst Heinrich Kludt machte sich später durch die Arbeit in der Landwirtschaft in Jüthorn verdient und stand lange Zeit mit seiner Schwester in Briefwechsel. In Leipzig wurde Anna K. Heinicke zunächst Pflegemutter für die taubstummen Schüler und sammelte nach Anleitung ihres Mannes Erfahrungen im Unterrichten. Nachdem sich die gemeinsame Leitung bis 1792 nicht bewährt hatte, trafen die Behörden die Entscheidung, daß Anna K. Heinicke das Institut leitete und Petschke die Aufgabe als erster Lehrer erhielt. Dabei wurde der Antrag von Anna K. Heinicke genehmigt, daß die sprachbehinderten Hörenden keine Aufnahme mehr im Institut fanden und die taubstummen Schüler länger als vier Jahre unterrichtet werden sollten. Petschke mußte die Schüler oft alleine unterrichten. Er konnte mit den theoretischen Grundsätzen Samuel Heinickes kaum etwas anfangen und brachte den Schülern immer weniger das Sprechen bei. Somit orientierte er sich mehr und mehr an der manuellen Methode. Seine Gesundheit verschlechterte sich schon bald, so daß er sich im Unterricht zurückhalten mußte. Die Schülerzahl vergrößerte sich 1798 auf 11 und 1805 auf 20. Die Kosten für die Schüler übernahm zunehmend der Staat, nicht zuletzt aufgrund des guten Rufs von Anna K. Heinicke. Diese hatte es geschafft, gute Kontakte zu den Vorgesetzten herzustellen. Die Wohnsituation blieb aber weiter unbefriedigend, da das Taubstummeninstitut im Laufe der Zeit in verschiedenen Privatwohnungen untergebracht werden mußte. Anna K. Heinicke und Petschke bildeten nebenbei die Schüler in den Handarbeiten aus. Als die entlassenen Schüler auf Schwierigkeiten bei der Einstellung im beruflichen Bereich stießen, wurde eine Lösung dringend. Daraufhin boten die Behörden 1811 eine Prämie von 50 Talern den Lehrmeistern an, die bereit waren, einen taubstummen Lehrling einzustellen.

Karl Gottlob Reich wurde am 17.10.1782 in Waldheim/Sachsen geboren und war zusammen mit neun Geschwistern aufgewachsen. Aufgrund der finanziellen Situation seiner armen Eltern

besuchte er erst ab dem Alter von vierzehn Jahren die Schule. Ab 1807 studierte er Theologie an der Universität Leipzig. 1810 nahm Reich die Stelle als Hilfslehrer im Taubstummeninstitut an und wurde zwei Jahre später erster Lehrer. Dabei lernte er Amalie Regina Heinicke kennen. Die jüngste Tochter vom Ehepaar Heinicke war am 21.5.1783 in Leipzig geboren worden und kannte sich mit den Verhältnissen des Instituts aus. Als der seit 1812 an Gicht leidende Petschke 1815 pensioniert werden mußte, wurde Reich Mitdirektor. Zuvor hatte er die Magisterwürde der Universität in Wittenberg erworben. 1816 heirateten Reich und Amalie R. Heinicke. Für das Institut gab es zunächst ein großes, unerwartetes Geschenk, als eine Frau dem Institut ihr Vermögen von über 40 000 Taler vermachte. Daraufhin wurde das Problem der Wohnsituation gelöst, indem Anna K. Heinicke ein passendes Gebäude kaufte. Es gab keine Abhängigkeiten mehr von den Vermietern. Ein Jahr nach der Eröffnung 1822 befanden sich bereits 38 Schüler im Institut. Es wurde eine vierte Klasse gegründet, nachdem 1816 drei Klassen eingeführt worden waren. Denn das Leipziger Institut hatte den Grundsatz Samuel Heinickes strikt befolgt, nach dem nicht mehr als 10 Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden sollten. 1822 wurde erstmals die jährliche Schulprüfung vor Weihnachten durchgeführt und eine Prämie an die besten Schüler ausgegeben. Seitdem gab es auch Gottesdienste an Sonn- und Festtagen für die Schüler der ersten Klasse und die Erwachsenen, die aus dem Institut entlassen waren und in und um Leipzig wohnten. Reich hatte die Gottesdienste eingeführt und hielt sie ab 1826 im Wechsel mit dem 1822 angestellten taubstummen Lehrer Wilhelm Teuscher ab. (41) Vor dem 50jährigen Bestehen des Instituts bat Anna K. Heinicke die Universitätsbehörde um Pensionierung. Bei der Feier am 13.4.1828 bekam sie einen Brillantring vom sächsischen König Anton für ihre 50jährige Tätigkeit. Sie hatte nach Reich „mit anerkannter Treue und wahrhaft mütterlicher Sorgfalt nun 50 Jahre ihrem Berufe gelebt“ (42). Am 1.1.1829 wurde sie nach einem königlichen Erlaß pensioniert, worauf Reich das Amt als alleiniger Direktor übernahm. Aufgrund der zuverlässigen Arbeiten von Anna K. Heinicke konnte sich das Institut, das sie 38 Jahre lang leitete, etablieren und genoß überall so ein hohes Ansehen wie nie zuvor. Darin hatte auch Reich mit seinem pädagogischem Weitblick seinen Anteil gehabt.

Reich beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Werken anderer Taubstummenlehrer. Er hatte vor allem Interesse, mehr über Samuel Heinicke zu erfahren und über ihn zu schreiben, denn er wollte die Erinnerung an diesen hochhalten. 1828 veröffentlichte Reich sein erstes Buch. Er benutzte dabei die Bezeichnung 'deutsche Methode', die Neumann ein Jahr vorher für die Methode Samuel Heinickes vorgeschlagen hatte. Er bemerkt, daß „auch der Taubstumme die von ihm hervorgebrachten Laute empfindet, daß diese Empfindungen ihm bei seinem Denken und bei allen sprachlichen Verrichtungen dasselbe sind, was uns die Sprachtöne sind“ (43). Das zweite Buch von 1834 war von größerer Bedeutung, denn es wurde von Taubstummenlehrern und auch von Volksschullehrern gelesen. Im ersten Teil des Buches werden die Ausführungen der Gebärden für über 400 Wörtern - nach Sachgebieten geordnet - beschrieben. Reich begründet die Notwendigkeit der Gebärdenbeschreibungen, die heutzutage mit dem Gebärdenlexikon zu vergleichen sind:

„Um aber den Lehrer mit seiner Aufgabe und zwar zunächst mit der hierzu unentbehrlichen, natürlichen Zeichensprache des Taubstummen vertrauter zu machen und in den Stand zu setzen, sein Lehrgeschäft mit Einsicht und dankbarem Erfolg fortzusetzen, achte ich für nötig, für eine Mehrzahl von Begriffen in Haupt-, Zeit- und Beiwörtern die pantomimischen Bezeichnungen, wie sie der Sache und der Sprachfähigkeit des Schülers am angemessensten erscheinen, anzugeben.“ (44)

Somit war Reich in der Gebärdensprache bewandert und konnte anderen Lehrern Anleitungen geben. Er weist auf die existentielle Bedeutung der Gebärdensprache im Unterricht hin, weil sie „am Anfang gleichsam das Fenster [ist, H.V.], durch welches wir in das innere Seelenleben des Taubstummen blicken und erfahren können, ob und welche Vorstellungen er bereits habe“ (45). Im zweiten Teil des Buches beschreibt Reich die Bildung der Wortsprache über Artikulation, Verstandesübungen, Grammatik und Begriffsbildung. Somit mußte die Gebärdensprache „in der weiteren Fortbildung [...] dem unserer geistigeren und reicheren Wortsprache bald weichen“ (46). Beim Anfangsunterricht setzten die Lehrer die Pantomime und die Gebärdensprache ein, damit die Schüler ihre hausgemachten Gebärden verfeinerten und dann untereinander in der konventionellen Gebärdensprache kommunizierten. So wurden auch die Bedürfnisse der Schüler, sich locker mitzuteilen, befriedigt. Nachdem die sichere Kommunikation in der Gebärdensprache zwischen den Unterrichtsbeteiligten gegeben war, konnte die Begriffsentwicklung der Schüler stetig vorangehen.

Wenn die Schüler sich in der Wortsprache orientieren konnten, achteten die Lehrer mehr darauf, daß die Schüler sich weniger in der Gebärdensprache und mehr in der Lautsprache ausdrückten. In den höheren Klassen wurden zunehmend grammatikalische Einheiten der Wortsprache besprochen, um „unseren Taubstummen zur Einsicht in den Bau unserer Sprache zu leiten und ihn selbst, zu bauen, allmählich zu befähigen“ (47). Es war ganz neu an der Methode Reichs, daß er einen Lehrgang für den Lautsprachunterricht aufgebaut hatte. So sollten die Schüler aller Klassen zum Sprechen angehalten werden. Dabei bestärkten die Ausführungen Karl Friedrich Beckers (1775-1849) zur Sprachlehre Reich in seinem Vorhaben. Nach Becker war die Sprache „eine bewußte Tätigkeit des Geistes, in der Sprache unterrichten heißt die Sprache verstehen und mit Bewußtsein gebrauchen lehren“ (48). Es ist aus diesem Abschnitt zu erkennen, daß Reich zu den Vertretern der kombinierten Methode gehörte und sich mit dem Verhältnis zwischen Gebärdensprache und Lautsprache auseinandersetzte. Weiterhin konnte Reich aufgrund der Distanz von mehreren Jahrzehnten die Grundsätze Samuel Heinickes erneuern und in besseres Licht stellen, weil er die Konturen der methodischen Arbeit nachgezeichnet hatte. Die Methode Reichs wurde daher mehr besprochen, als es bei Heinicke der Fall war. Aus der Sicht von Kruse macht sich Reich verdient,

„die Amman-Heinicke'sche Lehrmethode ins klarste Licht gestellt, und sie von dem Schlack und den Extravaganzen, in welche die ersten Urheber verfallen sind, gereinigt zu haben, wodurch dieselbe mehr als je zugänglich geworden ist“. (49)

Reich war es auch, der erstmals die begabten Taubstummen als Lehrer im Institut arbeiten ließ. Unter Reich wurden die zwei Brüder Teuschers eingesetzt, wie im nächsten Kapitel aufgezeigt wird. Reich stand mit vielen auswärtigen Behörden und Taubstummenlehrern in Kontakt und wurde oft um seine Meinung zu bestimmten Sachverhalten gebeten. Er suchte jedoch stets den stillen Erfolg im Taubstummeninstitut. Die meiste Zeit verwendete er für den Unterricht, die Amtshandlungen, die Korrespondenz mit seinen ehemaligen Schülern und den Eltern seiner Schüler. Er folgte nicht dem Ruf nach Berlin, wo er das Taubstummeninstitut leiten sollte, da er sich mit der Wirkungsstätte Samuel Heinickes verbunden fühlte. Vom sächsischen König wurde er 1835 mit dem Zivil-Verdienstorden belohnt. Von 1838 an erhielten die Erwachsenen, die aus der Schule entlassen waren und weiter entfernt von Leipzig wohnten, einen Freifahrtschein von der Eisenbahngesellschaft, um an der Kirchenfeier im Leipziger Institut teilzunehmen. Alljährlich gab es Spenden von Förderern, so daß das Taubstummeninstitut über ein größeres Kapitel verfügte. Mit den Mitteln vom Institut und vom Staat wurde ein geräumigeres Haus in einem besseren Leipziger Stadtteil angekauft. 1840 wurde das neue Institut eröffnet. Die Schülerzahl hatte sich 1835 auf 47 Schüler belaufen, bevor 1849 62 Schüler aufgenommen werden konnten. Reich mußte seit 1840 zunehmend die Trauerarbeit bewältigen. Zuerst starb Anna K. Heinicke am 6.8.1840. Ihre elf Pensionsjahre hatte sie im Institut verbracht. Sie hatte weiterhin ausgeholfen, wenn sie gebraucht wurde. Dann starb seine Frau Regine A. am 11.9.1843. Sie hatte zwei Kinder geboren, einen Sohn und eine Tochter namens Juliane Amalie. Regine A. Reich hatte sich hervorragend um die Erziehung der Schüler gekümmert. Die beiden Frauen hatten die Schülerinnen in die weiblichen Arbeiten eingeführt. Schließlich starb sein Sohn frühzeitig 1847. Als Reich die Behörden um Pensionierung bat, wurde ihm 1850 Gotthelf August Eichler als Mitdirektor zur Seite gestellt. Aufgrund des langjährigen Hustenleidens hatte sich seine Gesundheit so verschlechtert, daß Carl Gottlob Reich am 20.4.1852 für immer die Augen schloß. Beim Nachruf im 'Leipziger Tagblatt' sind die im folgenden zitierten Sätze zu lesen:

„Das Leipziger Institut zeichnete sich unter Reichs Leitung nicht nur dadurch aus, daß die Zöglinge denken, sprechen und das gesprochene vom Mund absehen lernten, sondern es war überhaupt eine Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen im vollsten Sinne des Wortes.“ (50)

1854 fand die Einweihungsfeier des Denkmals für Reich im Taubstummeninstitut statt. Der hörende Lehrer Häsckke und der taubstumme Lehrer Karl Arnold Teuscher hielten dort die Reden. Zum Schluß sprach der taubstumme Lehrer Max Löwe ein Gebet. Die ehemaligen Schüler hatten die Beiträge für das Denkmal gesammelt und auf die Gedenktafel schreiben lassen: „M. Carl G. Reich [...] war uns - seinen Taubstummen - ein treuer Lehrer und väterlicher Freund.“ (51)

Gotthelf August Eichler (1821-1896) arbeitete seit 1841 als Hilfslehrer und später als Lehrer im Leipziger Taubstummeninstitut. Er heiratete 1850 Juliane Amalie E., die Tochter Reichs. Reich fand in Eichler den passenden Nachfolger, der „mit ihm ganz übereinstimmend dachte und lehrte“ (52). Er setzte die Familientradition fort, indem er den Nachweis der erlernten Gebärdensprache von

angehenden Taubstummenlehrern forderte. Eichler wies auf die Feststellungen von Reich hin, daß „Heinicke die Lautsprache nicht hauptsächlich darum lehrte, um Taubstumme geschickt zu machen, von den Hörenden verstanden zu werden, sondern um ihnen die Möglichkeit anzubahnen, denken zu lernen“ (53).

In den obengenannten Taubstummeninstituten stand der Einsatz der kombinierten Methode seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zur Disposition. Das Gemeinsame war, daß die Gebärdensprache für die Begriffsbildung taubstummer Schüler und für die Kommunikation zwischen den Unterrichtsbeteiligten hervorgehoben wurde. Die Lautsprache wurde neben der Schriftsprache als ein Unterrichtsgegenstand behandelt. Manchmal wurde sie auch zum Unterrichtsprinzip, was vor allem auf das Institut in Leipzig unter Reich zutraf. Mit einem Zitat von Kruse möchte ich diesen Teil des dritten Kapitels über die Taubstummeninstitute in Deutschland abschließen. Seine 1853 gezogenen Schlußfolgerungen zum Unterricht geben Aufschlüsse, in welcher Situation sich die deutsche Taubstummenpädagogik befand. Im ersten Absatz des Zitats scheinen sich die Auseinandersetzungen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts widerzuspiegeln. Im zweiten Absatz sind die Erkenntnisse vieler Lehrer in den Taubstummenanstalten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im exemplarischen Sinne belegt:

„Man wird nun es gewiß zu würdigen wissen, was das hieße, die Artikulation solle dem Sprachunterrichte auch Taubstummer unterliegen. Bisher ist es denn auch keinem deutschen Taubstummenlehrer im Geringsten eingefallen, diesen durchaus falschen Grundsatz mit aller Konsequenz auszuführen bis auf einen gewissen Berliner Herr S.[iemon, H.V.] [...]

Eher kann die Gebärde auch mit aller Macht der Artikulation nicht aus dem Felde geschlagen werden, als bis die Schrift dem artikulierten Denken die Bahn gebrochen hat. Schrift, Gebärde und Artikulation müssen daher in anfänglicher Verbindung bleiben, und zwar so, daß die Schrift ungehemmt vorschreiten kann. [...] dann kann auch der mündliche Verkehr im größeren Maßstabe getrieben werden, und durch diese innigere Verbindung der Schrift und Artikulation tritt auch die Gebärde immer mehr zurück, und der Unterricht schreitet schneller und sicherer als je zuvor.“ (54)

3.4. Exkurs über die weitere Entwicklung der manuellen Methode in Paris unter dem Direktor Abbé Roch-Ambroise Cucurron Sicard ab 1790 und dem Studiendirektor Roch-Ambroise Auguste Bébian ab 1819

Abbé Roch-Ambroise Cucurron Sicard wurde am 20.9.1742 in Foussuret im Süden Frankreichs geboren. Er wurde Priester und arbeitete in der Kathedrale in Bordeaux. Vom Erzbischof von Bordeaux beauftragt, lernte er ein Jahr lang bei de l'Epée. Ab 1786 leitete er das Taubstummeninstitut in Bordeaux, das als das zweitälteste von Frankreich gilt. Er unterrichtete die Schüler jedoch nur in der Religion, während der eingestellte Lehrer Jean Saint-Sernin die Hauptverantwortung des Unterrichts trug. Als Sicard sich bei der Bewerbung um den Direktorsposten des de l'Epéeschen Instituts durchsetzen wollte, stellte Sicard den hervorragenden Schüler Jean Massieu vor. Somit überzeugte er die Kommune von Paris und wurde dort seit 1790 Direktor. Bei der Erhebung zum öffentlichen Taubstummeninstitut 1791 wurden zugleich die Kosten für 24 Schüler vom Staat übernommen. Bei der Verlegung des Instituts in die Saint-Jacques 1794 ließ man die Zahl auf 60 Schüler erhöhen. Trotz den Wirren der französischen Revolution ab 1789 war die Existenz des Instituts in kurzer Zeit gesichert, so daß das Pariser Institut ein erstrebenswertes Modell für die Taubstummenlehrer in anderen Ländern wurde. 1795 wurde Sicard in die Sektion für Grammatik im 'Institut de France' berufen, als es gegründet wurde. Dort hielt er Vorträge über die Grammatik und auch über die methodischen Gebärden. Nachdem Sicard sich mit der Methode de l'Epées auseinandergesetzt hatte, urteilte er, daß die Schüler wenig Eigenaktivität bei dem strikten Verfahren de l'Epées gezeigt hatten. Sicard setzte verstärkt auf die Entwicklung der Schriftsprache, wobei er im Sinne von Rousseau an den Gang der Natur dachte. Die Stoffsammlung, die Wörtersammlung, die Begriffs- und Funktionsentwicklung der Sprachformung und Satzbildung wurden nacheinander aufgebaut. Sicard ließ die Schüler mit vorgegebenen Aufgaben selbst üben. Diese Methode war fast identisch mit der Elementarmethode Pestalozzis. Dies bemerkte Anna Schopenhauer, die Mutter vom späteren deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer, 1803 bei Besuchen in Paris und Ifferten/Schweiz. Sie erzählte Pestalozzi darüber und erfuhr, daß es ihm bei seinem Besuch im Pariser Institut auch aufgefallen war. (55) Dennoch wurden die methodischen Gebärden de l'Epées ausgebaut. Es führte dazu, daß die genaue Schriftsprachanalyse und die methodischen Gebärden für einige intelligente taubstumme Schüler



geeignet war, aber für den Großteil der Schüler nicht. Sicard war in der Gebärdensprache nicht bewandert und ließ den Lautsprachunterricht nicht mehr betreiben. Weiterhin hatte Sicard früher die Taubstummten ohne Schulbildung als lebende Automaten bezeichnet. Massieu bewirkte den Sinneswandel bei Sicard, indem Sicard sie später als nicht weniger beredte Menschen im Vergleich zu den Hörenden begriff. Massieu war oft das Vorzeigemodell für Sicard, wenn Sicard die Theorie zur Gebärdensprache unterstreichen und die Wirksamkeit seiner Methode belegen wollte. Darüber schrieb Sicard 1800 und 1808 die Bücher. Ab etwa 1815 entstanden zunehmend Mängel in der Organisation und der pädagogischen Arbeit, da jeder Lehrer im Pariser Institut seiner eigenen Methode folgte. Das Institut war 1820 auf insgesamt einhundert Personen angewachsen. Es wurden mehr Erfordernisse an den Direktor als zu Zeiten um 1790 gestellt. Als Sicard am 11.5.1822 in Paris starb, wurde der Direktorsposten ein brisantes Thema. Weiterhin brachen Streitigkeiten zwischen den Taubstummtenlehrern über die Rolle der Gebärdensprache im Unterricht aus. Dies führte dazu, daß es weniger Interesse von den Taubstummtenlehrern im In- und Ausland an der manuellen Methode gab. Dabei spielten neue Erkenntnisse Roch-Ambroise Bébians zur Gebärdensprache eine Rolle, obwohl er die Verbesserungen an der Methode de l'Epées und Sicards in Aussicht stellte. (56)

Roch-Ambroise Auguste Bébian wurde am 4.8.1789 in Pointe-à-Pitre auf der französischen Insel Guadeloupe geboren. Er war ein Patenkind von Sicard und erhielt daher dessen Vornamen. Um 1807 zog Bébian nach Paris, um sich dort weiterzubilden. Er besuchte oft den Unterricht im Institut. Dann arbeitete er als Monitor und später als Hilfslehrer. Er freundete sich mit Laurent Clerc an und beherrschte nach dessen Anleitung die Gebärdensprache. Bébian erkannte die Unwirksamkeit der methodischen Gebärden und forderte Clerc auf, dies öffentlich zu erklären. Als Clerc sich nicht zumuten wollte, begann Bébian nach den Mängeln im Unterrichtssystem de l'Epées und Sicards zu forschen. Er stellte fest, daß bei ihnen die Eigenaktivität der Schüler kaum gefördert wurde, da das Unterrichtssystem sich an der französischen Grammatik orientierte. 1817 berichtete er in einem Essay darüber. Er sprach erstmals von der natürlichen Gebärdensprache und grenzte sich von den methodischen Gebärden ab. Auf die wichtigen Implikationen der Erkenntnis Bébians weist Caramore folgendermaßen hin:

„Bébians Methode behandelt die Gebärdensprache nicht mehr als gefügte Magd der Lautsprache, wie dies unter de l'Epée und Sicard noch der Fall war. Er gibt der Gebärdensprache die grammatischen Eigenschaften, welche sie durch die Anpassung an die Lautsprache bei de l'Epée und Sicard beraubt wurde, zurück und stärkt ihre Stellung auf semantischer und syntagmatischer Ebene.“ (57)

So gab es einen Paradigmawechsel in der Taubstummepädagogik. Es wurden von nun an die Unterschiede zwischen den methodischen Gebärden, als einer künstlichen Gebärdensprache, und der natürlichen Gebärdensprache der Taubstummten deutlich gemacht. Die methodischen Gebärden verschwanden schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts überall aus dem Unterricht in den Taubstummteninstituten. Die Methode Bébians war folgendermaßen aufgebaut: Die französische Sprache wurde zuerst dem Schüler über die natürliche Gebärdensprache vermittelt. Die Äußerungen in Gebärdensprache wurden in Schriftsprache festgehalten. So verstand der Schüler allmählich die Bedeutung der Wörter und somit den Sprachinhalt. Dann wurde der Schüler „nach den üblichen Methoden der Artikulationspädagogik mit der gesprochenen Sprache“ (58) vertraut gemacht. 1819 wurde er als Studiendirektor berufen, was dem Posten eines pädagogischen oder stellvertretenden Direktors gleichkam. Bébian verwickelte sich in die Streitigkeiten der Taubstummtenlehrer, indem er die Mißstände des Institutes offen aufzeigte und eine Reform der Methodik anstrebte. Er verstand sich kaum mit den Lehrkollegen, die unter anderem neidisch auf seine Kompetenz in der Gebärdensprache waren. 1821 mußte er nach einigen Vorfällen seine Stelle als Studiendirektor an der Saint-Jacques räumen. Das Direktorium beauftragte ihn dennoch, ein Lehrbuch herauszugeben, da das Institut kein solches besaß. Das Lehrbuch „Manuel“ wurde 1822 fertiggestellt und erst 1827 veröffentlicht. Er schreibt: „Es gibt keinen sicheren, direkteren und wirksameren Weg, die Tauben in unsere Schriftsprache einzuweisen, als durch Gebärdensprache.“ (59) Somit war Bébian von der Leistungsfähigkeit der Gebärdensprache als die Verkehrs- und Metasprache überzeugt. Dann verfaßte er 1825 eine Mimographie, in der die Strukturen der Gebärdensprache beschrieben wurden. Es war offensichtlich das erste Gebärdensprachverschriftungssystem. Die Kategorien wurden in Bewegungen, Handzeichen, Positionen, relative Handstellungen und Gesichtsausdrücke eingeteilt. Es gab insgesamt

67 Transkriptionselemente. Bébian gilt als der Vorläufer der heutigen Gebärdensprachforscher. (60) Als der Leiter der Verwaltungsbehörde Baron Joseph Marie De Gérando (1772-1857), der 1827 zwei Bände zur Geschichte der Taubstummenpädagogik herausgab, Anstalten machte, mehr Lautsprachunterricht im Pariser Institut einzuführen, versuchten die 1829 berufenen taubstummen Professoren Ferdinand Berthier und Alphonse Lenoir, es zu verhindern. Sie reichten 1830 eine Petition beim König Louis-Philippe von Frankreich ein und forderten dann persönlich bei ihm die Wiederanstellung von Bébian. Denn sie und die taubstummen Schüler vermißten einen solchen Lehrer, der die Kompetenz in der Gebärdensprache und die Fähigkeit, für die Schüler da zu sein, hatte. Aber für einige hörende Lehrer im Pariser Institut und das Direktorium war Bébian ein unbequemer Lehrer, der in der angebrochenen Neuorientierung des Instituts nicht mehr zu passen schien. Bébian übernahm 1832 die Leitung des Taubstummeninstituts in Rouen. Es dauerte aber nur 14 Monate bis zur Aufgabe des Postens. Daraufhin kehrte er „verbittert durch das Scheitern seines Lebenswerks und auch mit angegriffener Gesundheit“ (61) zu seiner Heimat zurück. Auf der Insel Guadeloupe starb er am 24.2.1839. Auguste Bébian ist trotz allem hoch anzurechnen, daß er die Gebärdensprache in ein besseres Licht gerückt und somit einen Meilenstein in der Geschichte der Taubstummenpädagogik und der Taubstummenkultur gesetzt hat. Es ist im nachhinein zu verstehen, daß die Entwicklung der manuellen Methode bei de l'Épée begann und über Sicard bis zu Bébian verlief.

#### **4. Die taubstummen Lehrer in den diversen Taubstummeninstituten während des 19. Jahrhunderts**

##### **4.1. In Paris: Jean Massieu, Laurent Clerc und Ferdinand Berthier**

Jean Massieu wurde 1772 als Sohn eines armen Ackerbauern im Dorf Semens bei Bordeaux taubstumm geboren. Er wuchs mit fünf taubstummen jüngeren Geschwistern auf und verständigte sich mit ihnen in hausgemachten Gebärden. Seine Begabung war in der Kindheit schon auffallend, bevor er sie ab 1786 durch die Schulbildung in Bordeaux richtig entfalten konnte. Massieu gehörte zu den ersten Schülern von Sicard, bevor die beiden 1790 nach Paris gingen. Als Sicard nach der erfolgreichen Bewerbung als Direktor angestellt wurde, erhielt Massieu die Stelle als erster Hilfslehrer. Massieu war oft bei den öffentlichen Demonstrationen im Pariser Institut behilflich, indem Sicard ihm die Fragen stellte und Massieu sie schülergemäß in Gebärdensprache beantwortete oder sie auf der Tafel gab. Aber seine Antworten waren oft bewundernswert und erregten Aufsehen in der Öffentlichkeit. Massieu wurde damals als Wunderkind gefeiert und bekam manchmal hohen Besuch, zum Beispiel 1805 von Papst Pius VII. Er war sozusagen der lebende Beweis für die Bildungsfähigkeit, da er in der französischen Grammatik bewandert war und philosophische Aussagen traf. Somit trug Massieu zur Berühmtheit des Pariser Instituts in der Welt bei. Er schrieb 1808 eine elementare französische Wortliste, die bei Sicard und vielen Taubstummenlehrern Anklang fand und verbreitet wurde. Massieu wurde auch für den guten Unterricht gelobt. Dabei hilft „seine treffliche Mimik [...] [ihm, H.V.] sehr bei Erklärung und Einübung der abstrakten Begriffe und der schwierigen Partikeln und Bindewörter der französischen Sprache“ (1). Seine Kompetenz in beiden Sprachen und sein liebevolles Auftreten waren motivierend für die Schüler. Er blieb immer bescheiden und gläubig. Dabei hatte er kaum Ansprüche an das Leben und tat sich nicht in der Gesellschaft hervor. Obschon er nicht sprechen konnte, wußte er sich jedem durch sein Mienen- und Gebärdenspiel verständlich zu machen. Er blieb meistens im Institut und hatte nur den „Ehrgeiz, die Bildung der Taubstummen zu fördern“ (2), da die Arbeit im Institut ihm über alles lag. Massieu war mit Sicard sein ganzes Leben lang freundschaftlich verbunden. Als Sicard als Geistlicher 1791 in den Wirren der Revolution verhaftet wurde und ihm der Tod durch die Hinrichtung drohte, schrieb Massieu die Bittbriefe an die Nationalversammlung. Daraufhin erhielt Sicard den Aufschub für die Hinrichtung. Als er mit einigen Verhafteten zu einem anderen Gefängnis gebracht werden sollte, entdeckten die Revolutionäre sie und stürzten sich auf sie. Ein Uhrmacher, der mit Massieu und Sicard befreundet war, überredete die Revolutionäre und rettete so das Leben von Sicard. Weiterhin vertraute Massieu Sicard seine Ersparnisse an. Als Sicard in seinen letzten Lebensjahren ein Teil der Ersparnisse an seine Gläubiger verlor, verzieh Massieu ihm. Massieu wurde 1824 frühzeitig in den Ruhestand versetzt. Dennoch folgte er ein Jahr später dem Ruf als erster Lehrer an der Taubstummenanstalt in Rodez. Er lernte dort eine hörende und junge Mitarbeiterin der Anstalt kennen und heiratete sie. Er wurde glücklicher Vater zweier Kinder. Als der Direktor Abbé Perrier nach Paris versetzt wurde, um dort die Leitung des Taubstummeninstituts zu übernehmen, wurde Massieu in Rodez Direktor. Später zog die Familie in

den Norden Frankreichs nach Lille. Dort gründete Massieu 1834 die Taubstummeneanstalt. Fünf Jahre später ging er in Pension. In den letzten Lebensjahren hatte sich seine Gesundheit verschlechtert, woraufhin Jean Massieu am 23.7.1846 Abschied vom „Land und den Menschen, die er so sehr geliebt hatte“ (3) nahm.

Laurent Clerc wurde am 26.12.1785 als Sohn des Bürgermeisters in La Balme bei Lyon taubstumm geboren. Er wurde erst 1798 im Taubstummeneinstitut in Paris untergebracht und unter anderem von Massieu unterrichtet. Er wurde zunehmend der Gebärdensprache und der Schriftsprache mächtig. Bei den Demonstrationen wurde er als begabter Schüler bevorzugt. Dann wurde Clerc als Hilfslehrer im Institut eingestellt. Er gab den Schülern Unterricht und freundete sich mit Bébien an. Er ist „ein praktischer Mensch, welcher Gesellschaft sucht, in derselben an seinen Sitten keinem nachsteht, der in den Geist ihrer Gebräuche und Verhältnisse wirklich eingedrungen ist“ (4). Er wußte durch viele philosophische Sprüche aufzufallen, die in einem Buch zusammengeschrieben wurden. Als der ehemalige französische Kaiser Napoleon sich 1815 auf den Weg von der Insel Elba nach Paris machte, flüchtete Sicard mit Massieu, Clerc und einem anderen Schüler nach London, da er sich als Royalist vor Napoleon fürchtete. Bei einer Vorführung in London begegneten sie dem jungen Pfarrer Thomas Hopkins Gallaudet (1787-1851) aus den U.S.A. Er hatte praktische Erfahrungen bezüglich der Taubstummenebildung in England sammeln wollen und kam 1816 auf Einladung von Sicard nach Paris. Bei den Hospitationen fand er Interesse an der manuellen Methode. Gallaudet bat Clerc, mit ihm zusammen in die U.S.A. zurückzufahren und dort ein Taubstummeneinstitut zu eröffnen. Massieu hatte zuvor das Angebot ausgeschlagen. Clerc entschied sich für die U.S.A., weil er dort eine bessere Zukunftsperspektive sah. Auf der langen Fahrt mit dem Schiff lernte Clerc die englische Sprache von Gallaudet und Gallaudet die Gebärdensprache von Clerc. So entstand nach Spendensammlungen 1817 das erste Taubstummeneinstitut in den U.S.A. in Hartford/Connecticut. Clerc arbeitete als erster Lehrer für ein ansehnliches Gehalt und in einem gut ausgestatteten Gebäude. So wurde die französische Gebärdensprache in den U.S.A. verbreitet. Sie vermischte sich jedoch mit der ursprünglichen Gebärdensprache zur amerikanischen Gebärdensprache. Später lernte er die Schülerin Eliza Boardman (1792-1880) kennen und heiratete sie trotz der Widerstände aufgrund der Glaubensunterschiede. Sie waren fast fünfzig Jahre verheiratet und hatten sechs hörende Kinder. Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Taubstummeneanstalten in der U.S.A. eingerichtet. Viele entlassene Schüler arbeiteten als Taubstummenelehrer, nachdem sie zum Teil von Clerc unterwiesen worden waren. Hartford war der Kristallisationspunkt der Taubstummekultur in den U.S.A. und mit Paris in Frankreich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vergleichbar. Im Jahr 1850 wurden Gallaudet und Clerc in Hartford bei einer großen Versammlung der Taubstummenelehrer und der ehemaligen Schüler geehrt. Die beiden waren im ganzen 19. Jahrhundert in den U.S.A. hoch angesehen, denn sie hatten das Bildungssystem für taubstumme Kinder begründet. Laurent Clerc starb am 18. Juli 1869 in Hartford. (5)

Jean Ferdinand Berthier wurde am 30.9.1803 als Sohn eines Arztes in Souhans im Saone-Loire-Departement/Frankreich geboren. Seine Eltern gehörten zu vornehmsten Familien in diesem Land. Er ertaubte im zweiten Lebensjahr. 1811 trat er in das Pariser Institut ein. Während er dort die älteren Massieu und Clerc kennenlernen konnte, erhielt er Unterricht von Bébien und Louis Paulmier. Paulmier arbeitete seit längerer Zeit unter Sicard und konnte die Gebärdensprache. In dieser Zeit lernte Berthier die Bestrebungen Bébians, die methodischen Gebärden weniger einzusetzen, kennen. Nachdem er alle Klassen mit hervorragendem Erfolg durchlaufen hatte, wurde er 1819 mit der Stelle als Monitor betraut. Als Massieu 1824 das Institut verließ, wurde Berthier Hilfslehrer. Sein Schulkamerad Alphonse Lenoir, der 1804 geboren wurde, wurde ebenso eingestellt. Berthier und Lenoir, die 26 bzw. 25 Jahre alt waren, stiegen 1829 zum Professor auf. Dazu gehörte der Hilfslehrer Claudius Forestier, der 1810 taubstumm geboren wurde und Unterricht im Pariser Institut erhielt. Als de Gerando bestrebt war, die orale Methode im Unterricht einzuführen, entwickelte er den Plan, daß jeder Lehrer die Klasse für sechs Jahre behielt und Unterricht in der Lautsprache gab. Berthier und Lenoir legten 1829 Beschwerde bei der Verwaltungsbehörde ein, weil sie ansonsten als Hilfslehrer arbeiten mußten. Nachdem von 1822 bis 1832 vier verschiedene als Direktor eingesetzte Abbés sich den Aufgaben nicht gewachsen gefühlt hatten, setzte de Gerando die Hoffnung auf Désiré Ordinaire (1773-1847). Ordinaire hatte keine Kontakte zu den Taubstummeneinrichtungen und war Rektor der Universität Straßburg gewesen. Er kehrte begeistert von Besuchen der Taubstummeneinrichtungen in der Schweiz und Deutschland zurück und führte den Plan de Gerandos ab 1832 aus. Dennoch folgten die

meisten hörenden Lehrer den Reformen nicht und setzten weiterhin die manuelle oder die kombinierte Methode ein. Es war für Berthier und Lenoir ein harter Schlag, weil sie den Status als Professoren verloren hatten. Forestier kehrte 1833 dem Institut den Rücken und wurde Lehrer im Taubstummeninstitut in Lyon. Das Institut hatte 1824 der taubstumme Dr. Comberry (1792-1834) gegründet. Die taubstummen Lehrer kamen auf die Idee, ein Bankett zu Ehren de l'Épées zu organisieren und dort die Forderungen öffentlich zu machen. Das aus elf Mitgliedern bestehende Taubstummen-Komitee wurde gegründet und führte das Bankett im November 1834 zum erstenmal durch. Viele Taubstummen, die die Schulbildung erhalten hatten, fanden sich dort jedes Jahr ein. Es führte dazu, daß Ordinaire keine Chance mehr hatte und 1836 die Reformen einstellte. Im Institut kehrte wieder Ruhe ein, und die manuelle Methode blieb vorherrschend. Wenn einige, vor allem schwerhörige Schüler die Fähigkeit zum guten Artikulieren zeigten, wurde die kombinierte Methode im Unterricht eingesetzt. Es ist daraus zu erkennen, daß in der Geschichte der Taubstummenpädagogik die französische Methode überwiegend als eine manuelle verstanden wurde. (6)

1838 wurde die 'Société Centrale des Sourds-Muets de Paris' vom Taubstummen-Komitee ins Leben gerufen. Das war wahrscheinlich der erste Taubstummenverband der Welt. Der Vizepräsident Forestier erkennt schon 1838 das erwachende Selbstbewußtsein der Taubstummen aufgrund der Bankette, der Beibehaltung der manuellen Methode und des Verbands:

„Erinnert euch daran, was wir vor nur vier Jahren waren, schaut, was wir heute sind. [...] Ohne Unterstützung, ohne gemeinsame Bande lebte jeder Taubstumme für sich, wie er am besten konnte: [...] Heute haben wir unsere Intelligenz, unsere Bemühungen, unsere Lichter vereint, heute bilden wir einen Körper; [...]“ (7)

An den Banketten nahmen einige Taubstumme aus dem Ausland, die Journalisten und die Gelehrten oft teil. Der französische Schriftsteller Victor Hugo erhielt 1843 eine Einladung zum Bankett, sagte aber ab. Dabei entschuldigte Hugo sich bei Berthier und gab ihm die folgenden Sätze mit auf den Weg: „Was macht die Taubheit des Ohrs, wenn der Geist hört? Die einzige Taubheit, die echte Taubheit, die unheilbare Taubheit ist die des Verstands.“ (8) Diese Sätze sind heute noch bekannt und gelten als zeitlos. Als die 'Seine-et-Oise-Gesellschaft für Ethik, Literatur und Künste' etwas über die Zustände der Taubstummen vor und nach de l'Épée wissen wollte und daher Wettbewerb durchführte, berichtete Berthier 1840 darüber und erhielt den Preis. Sein Bericht enthält folgende zeitlose Mahnung an die Taubstummenlehrer:

„Was bei diesen Erörterungen klar herauskommt, ist, daß das taubstumme Kind sich vom gewöhnlichen Kind nur dadurch unterscheidet, daß ihm ein Sinn fehlt. Seine Unterlegenheit in dieser Hinsicht ist sogar eher eine scheinbare als eine tatsächliche. Man muß sich weniger mit der Behinderung, von der es betroffen ist, als mit seiner Isolation beschäftigen.“ (9)

Weiterhin zieht Berthier eine Schlußfolgerung zu den methodisch-didaktischen Fragen der Taubstummenpädagogik:

„Ich kann, ich darf dafür nur dieses alte Vorurteil anklagen, das der Lautsprache [...] die Hauptrolle bei Gebrauch und Entwicklung der Fähigkeiten zuschreibt. Dies ist die Ursache, die dem Fortschritt in der Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, die meisten Hindernisse beschert hat und noch lange bescheren wird“ (10)

Zu seinen Werken gehören umfangreiche Biographien von de l'Épée und Sicard, ein Buch, das den Taubstummen den Code Napoléon erklärte, sowie zahlreiche Zeitungsartikel und Beiträge in Lexika. Berthier war auch politisch aktiv und verfaßte jahrzehntelang die Briefe an die Abgeordneten der Nationalversammlung, wenn die Taubstummen Benachteiligungen von den Gesetzesvorhaben erfahren sollten. 1849 wurde er mit dem Band der Ehrenlegion geehrt, das mit einer jährlichen Pension verbunden war. Er war auch Mitglied literarischer und historischer Gesellschaften. Schließlich wurde Berthier 1865 Dekan der Professoren im Taubstummeninstitut. In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren neben Berthier und Lenoir die zwei taubstummen Professoren Pierre Pélissier und Eugène Allibert im Taubstummeninstitut an der Saint-Jacques angestellt. Pélissier beherrschte die französische Sprache und die französische Gebärdensprache. Er vollbrachte eine ungewöhnliche und historische Leistung, indem er 1856 das Wörterbuch der Gebärdensprache, in dem die Gebärden genau dargestellt wurden, veröffentlichte. Nachdem Pélissier den größten Teil seines Lebens im Institut verbracht hatte, starb er 1863. Allibert war eine Zeit lang von den taubstummen Schülern

entfernt worden und hatte die lautsprachliche Erziehung unter Jean-Marc Itard (1774-1838) erfahren. Itard hatte als Institutsarzt von 1800 bis 1830 gearbeitet und war mit de Gerando für die orale Methode eingetreten. Allibert erwarb dann die Gebärdensprache im Umgang mit den Mitschülern und erklärte später Itard, daß die Taubstummen in ihrer eigenen Sprache unterrichtet werden müssen. Beim Besuch im Pariser Taubstummeninstitut während seiner Reisen 1851/52 machte Kruse eine Feststellung zur pädagogischen Arbeit, wie er in der Autobiographie 1877 im folgenden bemerkt:

„Man muß sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die französischen Eleven lediglich aufgrund der Gebärdensprache schreiben und lesen lernen. [...] Dies zeigten uns die taubstummen Professoren. Sie, denen der ganze Sprachunterricht anvertraut wurde, bedienten sich dazu einer höchst sinnreichen Theorie. Sie suchten überall die Sprachkategorien genetisch nachzuweisen, indem sie alles auf die Natur des Denkvermögens zurückführten, in welchem die Wortsprache wurzelt.“ (11)

Nachdem Berthier viele Jahre Verbandsvizepräsident gewesen war, wurde der Taubstummenverband 1867 auf das Betreiben von Berthier umstrukturiert. Sie führte nun den Titel 'Société Universelle des Sourds-Muets' und hatte weitere Aufgaben zu erfüllen: die Fortbildung für Taubstumme und die Kontakte zu den Taubstummen in anderen Ländern. Beim 2. Internationalen Kongreß der Taubstummen 1874 in Wien nahm Berthier mit Interesse teil. Der Berichterstatter schreibt: Er „bewahrte da ein jugendliches Feuer, wo es sich um unsere gute Sache handelte und wußte bei jeder Gelegenheit sein gewichtiges Wort geltend zu machen.“ (12) Im Privatleben blieb Berthier unverheiratet und bezog eine Wohnung im wohlhabenden Viertel in der Nähe des Zentrums von Paris. Ferdinand Berthier starb am 13.7.1886.

#### **4.2. In Berlin: Johann Karl Habermaß, Daniel Heinrich Senß und Karl Heinrich Wilke**

Johann Karl Friedrich Ludwig Habermaß wurde am 6.10.1783 in Berlin als Sohn eines königlichen Kammerrats geboren. Er war im frühen Alter ertaubt und lernte während seines Besuches in der Elementarschule kaum etwas. Ab 1798 besuchte er das Taubstummeninstitut, das von Hohenschönhausen nach Berlin verlegt und zum öffentlichen Institut erhoben worden war. Er eignete sich die Gebärdensprache an und bekam viel Förderung von Eschke, da Eschke in ihm einen hervorragenden Schüler und einen künftigen Lehrgehilfen erkannte. Habermaß holte die Bildungsinhalte auf und erlernte das Sprechen und Absehen. Das verdankte er „dieser durch immer neue Nahrung des Geistes gereizten Lesewut“ (13), da er Romane, Taschenbücher und Journale gerne las. Seine Kenntnisse wurden so groß, daß er sich den Anforderungen als Taubstummenlehrer gewachsen fühlte. Nachdem er am 20.9.1803 konfirmiert worden war, wurde er auf Antrag Eschkes am 27.9.1803 als Lehrer eingestellt. Er stand später dem neuereinstellten Lehrer Graßhoff bei. Als Graßhoff 1811 Direktor des Instituts wurde, übernahm Habermaß die Pflichten des ersten Lehrers. Er mußte viel unterrichtet haben, während sich Graßhoff um die Organisation des Instituts und Frau Oberschulrat Eschke um die Ökonomie kümmerten. Dabei mußte Habermaß wahrscheinlich die Lehramtskandidaten Neumann und später Weidner beim Unterrichten anleiten, da der von den Vorgesetzten enttäuschte Graßhoff mit den Kandidaten kaum arbeitete. Aus der Sicht von Daniel Heinrich Senß, dem taubstummen Biographen von Habermaß, ist Habermaß es, der

„durch seine angestrenzte Tätigkeit und unverkennbare Geschicklichkeit die Anstalt in so kurzer Zeit recht in Flor bringen half, so daß sie nie so den höchsten Ruhm erlebte, als in der Zwischenzeit von 1811 bis 1826, wo sie sich von so viel glücklich ausgebildeten Zöglingen umgeben sah.“ (14)

Habermaß stand ab 1822 im Auftrag der preußischen Regierung den Hilfslehrern und Seminaristen bei, wie sie beim Taubstummenunterricht wirken sollten. Sie lernten von ihm die Merkmale bei der Anschauungs- und Begriffsweise der Taubstummen kennen. Neben den Erfahrungen im Unterrichten war seine Gebärdensprachkompetenz gerühmt. Senß wiederum schreibt:

„[...] ein aufgeräumter und mimisch-ästhetischer Geist, der nicht nur beim Vortrag, sondern auch der Unterhaltung mit den Zöglingen durch lebendigen und ausdrucksvollen Geschmack der Gebärdensprache, als der angeborenen Muttersprache der Taubstummen, noch recht viel Interesse gibt, Gewandheit in der Bezeichnung eines jeden, mithin auch abstrakten Begriffes mit einem einfachen, doch klaren mimischen Umriss oder mit einem entsprechenden mimischen Bilde [...]“ (15)

Als 1825 einige Pädagogen Überlegungen anstellten, eine Zeitschrift für Taubstummen- und

Blindenlehrer herauszugeben, wurde neben Neumann Habermaß als Mitarbeiter für das Taubstummwesen vorgeschlagen. Habermaß war nicht verheiratet und ging völlig in seinem Beruf auf. Kruse nannte ihn daher „einen zweiten Massieu“ (16). Habermaß war mit seinem früheren Schulkamerad von Schulzendorf befreundet. Da von Schulzendorf sich in der Kalligraphie und Sprachlehre auskannte, hatte er eine Stelle als Geheimer Kanzlei-Sekretär im Innenministerium in Berlin. Am 4.4.1826 starb Johann Karl Habermaß an den Folgen einer Unterleibsentszündung.

Daniel Heinrich Senß wurde am 5.11.1800 in Gransee/Brandenburg taubstumm geboren. Er war seit 1810 Schüler von Graßhoff und Habermaß, den er besonders verehrte. Er war motiviert, sich weiterzubilden und Taubstummlehrer zu werden. Er war für kurze Zeit Repetiteur im Berliner Institut gewesen, bevor er von 1820 bis 1822 Weidner im Taubstummensinstitut in Kentrop bei Münster beistand. Nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete Senß als Geheimer Kanzlei-Hilfsarbeiter im Kultusministerium und dann als Privatlehrer. Aber es war ihm zu wenig, so daß es ihn die Fremde zog und er die Heimat für lange Zeit verließ. Zuerst kam Senß nach langer Reise durch den Großteil Deutschlands in Hamburg an. Dort bewarb er sich erfolgreich beim Ausschuß zur Gründung einer Taubstumm-Anstalt. Seit der Eröffnung der Hamburger Anstalt am 28.5.1827 arbeitete Senß als erster Lehrer. Er führte den Unterricht allein, indem er die neu aufgenommenen Schüler im

„Schreiben, Rechnen und Zeichnen, in der deutschen Sprache, im Briefschreiben und im Notwendigsten aus der Erdkunde und Völkerkunde, der Natur- und Weltgeschichte, sowie auch der Technologie unterrichten und nach Anleitung guter Schriftsteller Moral in Beispielen lehren“ (17) konnte. Ein Jahr später wurde ihm der Lehrer Friedrich Glitz zugeteilt, der unter anderem Unterricht in der Lautsprache geben sollte. Senß selbst hatte das Sprechen bei Graßhoff gelernt, konnte sich daher verständlich machen. Er hatte jedoch offensichtlich keinen Fürsprecher beim Anstaltsvorstand, weil es wahrscheinlich Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Sprachunterrichts gab. Da Senß von der Möglichkeit wußte, eine Anstellung in Rußland zu finden, reichte er im Herbst 1829 die Kündigung ein. Nach Auseinandersetzungen in den Zeitungen stimmte der Vorstand der Kündigung zu und bedankte sich zurückhaltend im Zeugnis vom 17.5.1830. Er schreibt, daß Senß die Schüler „mit Fleiß und Liebe unterrichtet hat, und daß wir mit den wissenschaftlichen Fortschritten derselben im allgemeinen wohl zufrieden sind“ (18). 1832 fand Senß eine Anstellung als erster Lehrer in der neugegründeten Taubstumm-Anstalt in Riga im damaligen Rußland. Als er einige Jahre später Riga verließ, wurde die Anstalt wieder geschlossen. Seine letzte Station war die Taubstumm-Anstalt in St. Petersburg. Dort war er mehrere Jahre als Lehrer tätig, bis die Disharmonien mit den russischen Lehrerkollegen und die anderen Klimaverhältnisse ihn zur Aufgabe zwangen. Dennoch hatte Senß Mut bewiesen, sich an verschiedenen Orten niederzulassen. Er konnte nicht zuletzt fünf Sprachen (Deutsch, Russisch, Französisch, Englisch und teils Lateinisch). Senß kehrte nach Berlin zurück und arbeitete ab 1845 als Geheimer Kreis-Kanzlei-Sekretär im Kultusministerium. Er war zweimal verheiratet und hatte keine Kinder. Nach der Pensionierung zog er sich in seinen Geburtsort Gransee zurück. Warum er sich für das Leben als Eremit entschieden hat, ist noch ungeklärt. Daniel Heinrich Senß starb dort 1868. (19)

Karl Heinrich Wilke wurde am 20.3.1800 in Rinow/Brandenburg taubstumm geboren. Er trat 1807 in das Berliner Institut ein. Zunächst machte er auf sich durch seine Talente und sein Betragen aufmerksam, wobei sein besonderes Interesse dem Zeichnen und Malen galt. Nach seiner Konfirmation 1817 assistierte er dem Zeichenlehrer Knüpfer beim Unterricht. Dabei studierte er mehrere Jahre an der Kunstakademie in Berlin. 1820 wurde Wilke nach dem Einsatz Graßhoffs als Hilfslehrer für die Elementarklassen und Zeichenlehrer angestellt. Einige Jahre später arbeitete er als ordentlicher Lehrer. Er blieb in dieser Stellung bis zu seiner Pensionierung 1874 und verbrachte daher fast sein ganzes Leben im Berliner Taubstummensinstitut. Weiterhin verfaßte Wilke einige Bilderwerke für den Anschauungsunterricht. Er gab alleine 1830 ein 'Methodisches Bilderbuch. Ein Wörterbuch für Taubstumme' und 1839 'Sechzehn Bildertafeln für den Anschauungsunterricht' heraus. Es erschienen weiterhin 1837 'Methodische Bildertafeln zum Gebrauch beim Anschauungsunterricht' und 1843 eine 'Grammatische Bilderbibel zur Schreiblesemethode', die zusammen von Wilke und seinem Kollegen und Freund Reimer erarbeitet worden waren. Diese Bücher waren bei den Taubstummlehrern und den Volksschullehrern geschätzt. Wilke war daher als „Vater des Anschauungsunterrichts in der Taubstummenschule“ (20) weit über die Grenzen von Preußen bekannt. Die Menschlichkeit Wilkes war dafür auch ausschlaggebend. Er zeichnete sich als „den milden, freundlichen, pflichtgetreuen Mann, den unermüdlichen Lehrer und unvergleichlichen Erzieher“ (21) aus, wie Saegert ihn später nach

seinem Tod beschreibt. Nach der Ansicht von Kruse bleibt Wilke „der Nüchternste und Bescheidenste und wandelte, zumal Habermaß gegenüber, der unter seinen Schicksalsgenossen als ein Stern erster Größe glänzte, wie ein Trabant.“ (22) Weiterhin stellt Kruse die Ausstrahlung und Frömmigkeit Wilkes fest: „Dann mußte das Beispiel ihres Lehrers und Unglücksgefährten, der vor den Schülern so still, sittsam, sittig, unbescholten und gottesfürchtig wandelte, äußerst günstig auf sie einwirken.“ (23) Denn Wilke hatte eine starke Beziehung zum christlichen Glauben. Er hielt um 1830 religiöse Vorträge an Sonntagen und Festtagen für die Schüler. Das tat er jahrzehntelang mit den anderen Lehrern des Taubstummeninstituts. Wilke hatte seinen Anteil an der Entstehung der Kirchenfeste für erwachsene Taubstumme ab 1855 in Berlin. Dies war jedoch das Verdienst vom großen Förderer der Taubstummenbewegung Eduard Heinrich Fürstenberg (1827-1885). Er hatte den Unterricht im Berliner Institut, unter anderem von Reimer und Wilke, genossen und seit 1848/49 die ersten Taubstummenvereine Deutschlands in Berlin geleitet. (24) Wilke war mit der hörenden Frau Altmann verheiratet und Vater zweier hörender Töchter. Die ältere Tochter Marie arbeitete später als Handarbeitslehrerin im Berliner Institut. Zum 50jährigen Dienstjubiläum 1870 wurde Wilke zum Ritter des Roten Adlerordens 4. Klasse ernannt. Dennoch arbeitete er vier Jahre weiter, bis er aus dem Institut als Pensionär ausschied. Nach der schweren Krankheit starb er am 26.1.1876. Bei der Beerdigung in Pankow bei Berlin zeigten die ehemaligen Schüler und die Lehrerkollegen starke Anteilnahme und beschlossen die Errichtung eines Grabdenkmals. Saegert wiederum schreibt: Karl Heinrich Wilke „war und wird allen Taubstummen ein leuchtendes Vorbild auf der Bahn des Guten - in Pflichttreue, Strebsamkeit, Herzensreinheit, Liebe, Demut und Bescheidenheit - bleiben.“ (25)

#### 4.3. In Kiel/Schleswig: Margaretha Hüttmann und Jean Jacques Turretin

Margaretha Hüttmann wurde am 12.6.1789 in Schönwalde bei Eutin taubstumm geboren. Sie nahm seit 1796 am Unterricht bei Pfingsten im Hamberger Privatinstitut und im Kieler Institut teil. Als die Schülerzahl zunehmend stieg und die Einstellung einer neuen Lehrkraft notwendig wurde, stellte Pfingsten 1805 die begabte Margaretha als Unterlehrerin ein. Ihr wurde der Unterricht in der Gebärdensprache anvertraut, „welche Sprache in einer Lehranstalt für Taubstumme nicht entbehrt werden kann, und worin die Hüttmann sehr geübt ist“ (26). Sie wurde später Lehrerin. Somit galt Hüttmann als die erste taubstumme Lehrerin in Deutschland und die zweite Lehrkraft nach Habermaß. Sie lehrte den Schülern ebenfalls Arithmetik und Religion. Bei der Sprachlehre befaßte sie sich mit dem „Erklären von Worten und Sätzen, Einübung der grammatikalischen Formenlehre“ (27). Sie konnte deutlich sprechen und Worte vom Munde ablesen. Seit 1823 gab sie auch Unterricht im Handarbeiten für die Schülerinnen. In den letzten Jahren bis zur Aufgabe der Lehrtätigkeit 1830 war sie wieder Hilfslehrerin, nachdem neue Lehrkräfte eingestellt worden waren. Davor hatte Hüttmann 1822 eine Verdienstmedaille vom König von Dänemark erhalten. Kruse urteilt als Biograph von Hüttmann und ihr Kollege über die Wirkung ihrer Persönlichkeit:

„Ihre Freundlichkeit in den Mienen und Gebärden, ihre Herablassung und Vertraulichkeit imTone gewinnt ihr die Liebe und das Zutrauen aller Kinder, und machte allen das ohnehin mühsame Lernen eben so angenehm, als leicht, und ihr eigenes Beispiel auch wichtig“. (28)

Weiterhin beschrieb er sie als eine gläubige Frau. Sie widmete sich mit großem Interesse der Religion und las am liebsten asketische Schriften. Ihr liebstes Hobby war das Zeichnen, und ihre Zeichnungen wurden damals gerne gezeigt. Dann hielt Hüttmann sich ab 1831 in einer Irrenanstalt in Schleswig auf, weil sie als Pflegefall mit der Diagnose 'gemütskrank' eingestuft wurde. Sie erhielt dort Betreuung bis 1847. Währenddessen blieb sie in Kontakt mit Hensen, der 1830 Mitdirektor der Irrenanstalt wurde. In Vereinsamung starb Margaretha Hüttmann am 29.12.1854 in Schleswig.

Jean Jacques Turretin de Mesnager wurde am 6.5.1779 in Altona geboren. Im sechsten Lebensjahr ertaubte er. Da seine Eltern und Geschwister sich schon vorher viel um ihn gekümmert hatten, ließen sie sich durch seine Taubheit auch nicht entmutigen. Sie sprachen weiter zu ihm und schrieben die Gedanken von anderen Personen auf. Dabei machten sie ihn auf die Sachen durch Bilder und Anschauen in der Natur aufmerksam. Turretin griff zunehmend auf die Bücher aus der Bibliothek seines Vaters zurück und eignete sich so selbst das Wissen an, ohne ein Taubstummeninstitut zu besuchen. Er konnte sich zeitlebens artikulieren und in Zusammenhängen ausdrücken. Dann zog die Familie nach Kopenhagen. Turretin besuchte dort die Malerakademie, um sich zum Porträtmaler auszubilden. Diesen Beruf übte er eine Zeit lang aus. Turretin begegnete den

Taubstummen und erlernte wahrscheinlich von ihnen die Gebärdensprache. Er fand zunehmend Interesse daran, selbst Unterricht für die taubstummen Schüler zu geben. Daraufhin bewarb Turretin sich um eine Stellung beim Schleswiger Institut. 1829 wurde er auf Privatkosten von Hensen eingestellt, da er „Präparator, Oberrepetent, Schönschreiblehrer sein und dem alternden Zeichenlehrer Westphal zu Hilfe kommen“ (29) sollte. Nach dem Ausscheiden von Hüttmann und Westphal wurde er als feste Lehrkraft eingestellt. Er wurde später auch zu den höheren Lehrfächern herangezogen. Da er sich nicht sonderlich um die wissenschaftliche Pädagogik kümmerte, war Turretin „durch und durch ein Original, welches sich aber auch etwas zu sehr in Künsteleien gefiel“ (30). Sein Freund und Kollege Kruse, der seit 1834 wieder im Schleswiger Institut arbeitete, war mit dem Leben und Wirken von Turretin vertraut. Er schreibt darüber:

„Die Behandlung, die seine Schüler von ihm erfuhren, trug ganz das Gepräge seiner früheren Erziehung, d. h. einer strengen und man möchte wohl sagen, einer etwas zu harten, obwohl er es mit ihnen so gut meinte und von wahrer Liebe gegen sie beseelt war.“ (31)

Obleich er in den letzten Lebensjahren öfter wegen Krankheit ausgefallen war, blieb er weiter im Institut. Am 31.3.1858 wurde er in den Ruhestand versetzt. Schon eine Woche später am 6.4.1858 starb Jean Jacques Turretin in Schleswig.

#### 4.4. In Leipzig: Wilhelm Teuscher, Karl Arnold Teuscher, Ferdinand Rasch, Max Löwe

Karl Wilhelm Teuscher wurde 1803 in Landsberg/Sachsen taubstumm geboren. Er kam zum Leipziger Institut und wurde unter anderem von Reich unterrichtet. Seine Kenntnisse und sein Betragen waren hervorragend, so daß er für die Hilfsleistungen beim Unterricht und bei der Aufsicht in den Freistunden herangezogen wurde. Dabei erlernte er das Artikulieren und Absehen. Als das Leipziger Institut nach dem Ableben eines Lehrers 1819 eine neue Lehrkraft benötigte, wurde W. Teuscher angefragt. Darauf erwiderte Teuscher übergücklich, wie es in einem Buch des Leipziger Lehrers Friedrich Ludwig Meissner zitiert wird:

„'Er wünsche' - das sind seine eigenen Worte, - 'Gott, der Anstalt, dem Staate und seinem geliebten Lehrer (C.G. Reich) für seine glückliche Erziehung durch die thätigste Mitwirkung zum Wohle seiner Schicksalsgenossen, seine lebenslängliche Dankbarkeit zu bezeigen.“ (32)

Denn er hatte sich seit Jahren im stillen nichts anderes gewünscht. Er mußte jetzt nicht mehr den Drechslerberuf erlernen, in dem er eine Alternative gesehen hatte. Daraufhin konnte er jetzt drei Jahre lang die Wissenschaften unter der Anleitung von Reich studieren und bezog finanzielle Unterstützung aus dem Taubstummeninstitutsfond. Nachdem die Universitätsbehörden sich von seinen Leistungen überzeugt hatten, wurde W. Teuscher 1822 als Lehrer im Taubstummeninstitut angestellt. Er wurde von Reich weiter gefördert, indem Teuscher ab 1826 die Gottesdienste an Sonn- und Festtagen im Wechsel mit Reich abhielt. Als der sächsische König Anton 1827 das Institut besuchte, überreichte Teuscher ihm einige Gedichte. Der König zeigte sich darüber gerührt und unterhielt sich mit Teuscher. Teuschers „Bemerkungen über meines Denkens Form“, die er 1828 für das Buch Reichs schrieb, waren bedeutend für die Taubstummepädagogik. Da Reich in diesem Buch die Bedeutung der Artikulation hervorhob, wurde diese Ansicht durch Teuschers Erfahrungen gestützt: „Ich bekenne, die Artikulation ist meinem Denken aufs innigste einverleibt, ich kann nicht anders, als in mir sprechend denken (...) Dieses Denken ist ein inneres Sprechen.“ (33) Diese Erfahrungen waren ähnlich wie die von Kruse, der von der 'geistigen Natur' der Artikulation sprach. Außerdem gab es ein umfassendes handgeschriebenes Lehrbuch für den deutschen Grammatikunterricht von ihm. Kruse sah in W. Teuscher ein Vorbild, da er als Taubgeborener ebenso „zum artikulierten Sprechen, so wie zum abstrakten Denken und zur großen Fertigkeit und Geläufigkeit im schriftlichen Ausdruck befähigt werden könne“ (34). Das alles war auf seine Förderung im Taubstummeninstitut und seine Begeisterung für den Lehrberuf zurückzuführen. Er wurde durch wiederholten Bluthusten ernsthaft krank. An den Folgen von Lungentuberkulose starb Wilhelm Teuscher am 4.2.1835 in Leipzig.

Wilhelm Teuschers Bruder Karl Arnold Teuscher wurde 1815 ebenso taubstumm geboren und besuchte als Schüler das Leipziger Institut. Er fiel durch die Talente wie sein älterer Bruder Wilhelm auf und wurde daher von den Taubstummenlehrern gefördert. Nachdem Wilhelm Teuscher frühzeitig gestorben war, wurde Karl Arnold Teuscher in seinem 20. Lebensjahr mit einer Stelle als Lehrer betraut. Über den Besuch des sächsischen Königs Friedrich August 1838 berichtete Teuscher. Der



König war angetan, daß Teuscher ihm von den Lippen ablesen und erwidern konnte. Teuscher verfaßte 1841 den Glückwunsch zur Silbernen Hochzeit des Ehepaares Reich. Es war von großem Vorteil für den Unterricht in Leipzig, daß Karl A. Teuscher die Schriftsprache beherrschte und literarische Begabung zeigte. „Seine Sprache war so rein und verständlich, daß viele, die längere Zeit mit ihm verkehrten, es nicht merkten, daß er von Kindheit an taub gewesen“ (35), schreibt der spätere Leipziger Lehrer Hermann Lehm von ihm. Er verfaßte viele unveröffentlichte Handschriften oder Manuskripte, die zur Einführung in den Sprachunterricht für taubstumme Schüler benutzt wurden. Es erschienen „[...] Bilderbuch zur Fibel (...) 5 Bände (...) Wörterbuch der Begriffe (...) Rechenbuch, Sprachübungsbuch für Elementarklassen“ (36). Er war ebenso hervorragend im Unterrichten, denn „er wußte seine Schüler so zu fesseln und ihnen alles so klar zu machen, daß es selbst den in angesehenen Stellungen stehenden Lehrern wunderbar war“ (37). In den praktischen Arbeiten, zum Beispiel Flechten, Tischlern, Zeichnen usw. war er geschickt. Zum 25jährigen Berufsjubiläum 1860 wurde Karl A. Teuschers Arbeit gewürdigt, indem er Gratulationen und Geschenke vom Kultusministerium, von Direktor Eichler, den Lehrerkollegen und den Schülern erhielt. Nach fünftägiger schwerer Krankheit starb er am 11.1.1864 in Leipzig und hinterließ eine Witwe und sechs Kinder. Für das Taubstummeninstitut war es ein schmerzlicher Verlust, da Karl Arnold Teuscher einer der tüchtigsten Lehrer und ein Vorbild für die Schüler gewesen war. Schließlich ist seine Überzeugung bezüglich den Fähigkeiten als Taubstummer aufschlußreich: „Die Taubheit hindert uns nicht an dem Streben nach Höherem“. (38)

Ferdinand Rasch wurde am 22.3.1831 in Abnaudorf bei Leipzig taubstumm geboren. Er nahm ab dem siebten Lebensjahr am Unterricht im Leipziger Institut teil und blieb dort sieben Jahre lang. Nach seiner Schulausbildung erlernte er das Schneiderhandwerk bei einem Dorfschneider. Er interessierte sich jedoch zunehmend für das Studium der Wissenschaften und erwarb das Wissen in autodidaktischer Weise. Als die 1851 gegründete Taubstummenanstalt in Oberböhmisdorf bei Schleiz eine Lehrkraft brauchte, empfahl Reich der Anstalt Rasch. So wurde Rasch dort als Hilfslehrer eingestellt und arbeitete später als Lehrer. Als die Anstalt nach Oettersdorf bei Schleiz verlegt wurde, und die Schülerzahl auf vier Taubstumme sank, mußte Rasch 1859 Abschied von der Anstalt nehmen. In der Taubstummenlehrerzeitschrift wurde Rasch vom dortigen Anstaltsdirektor nachdrücklich empfohlen, weil „er mit ganzer Seele an seinem erwählten Beruf hängt und demselben die größten Opfer zu bringen fähig ist“ (39). Diese Empfehlung war jedoch ergebnislos, weil es offensichtlich keine „Anstalten, die eines Lehrers bedürfen und einen Taubstummen als Lehrer anstellen wollen“ (40) gab. Zunächst arbeitete Rasch als Hauslehrer bei einem Pastor in Reupnitz bei Köthen. Nach dem Tod von Karl Arnold Teuscher 1864 wurde eine Stelle für einen taubstummen Lehrer im Leipziger Institut frei. Daraufhin wurde Rasch dort als Lehrer eingesetzt, wo er in dieser Stellung bis zu seinem Tod 1885 beschäftigt war. Aufgrund der ersten Konfirmation eines von Samuel Heinicke unterrichteten Schülers 1773 wurde 1873 eine Feier im Institut organisiert. Rasch hielt eine Rede beim Gottesdienst für ehemalige Schüler und erinnerte sie, daß „die Taubstummen dem sächsischen Fürstenhause viel zu verdanken hätten, denn Kurfürst Friedrich August sei es gewesen, der einst Heinicke nach Leipzig gerufen habe“ (41). Aufgrund der 25jährigen Lehrtätigkeit wurde er 1876 im Institut gefeiert und beschenkt, obwohl er an drei verschiedenen Orten gewirkt hatte. Rasch hatte die taubstumme Bertha Liskowsky geheiratet. Als sie im Alter von 40 Jahren am 3.5.1875 gestorben war, lebte er mit der hörenden Frau Franke, die ebenso eine Lehrerin war, zusammen. Fünf Kinder wurden aus beiden Ehen geboren.

Rasch und zwölf andere Taubstumme, darunter Max Löwe, gründeten am 17.7.1864 den 'Allgemeinen Taubstummenverein zu Leipzig'. Die Ziele des Vereins waren die Pflege der Geselligkeit, Unterhaltung und Belehrung sowie Ausrichtung von Veranstaltungen und Festlichkeiten. Ebenso war die Unterstützung der kranken, alten oder von sonstigen Notfällen betroffenen Taubstummen die Aufgabe des Vereins. Rasch leitete den Verein in souveräner Weise, so daß immer mehr Mitglieder dem Verein beitraten und sich das Vereinsvermögen vergrößerte. Nach 25 Jahren zählte der Verein schon 193 Mitglieder. Die Vereinskameraden empfanden ihn als „unseren Lehrer, unseren Vater, unseren Bahnbrecher in der öffentlichen Meinung“ (42), wie es aus dem Nachruf in den 'Leipziger Blättern' zu lesen ist. Von den Taubstummenvereinen in Paris und Berlin aus hatte es eine Signalwirkung auf andere Städte in Europa gegeben. Denn es war ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu vielen Vereinsgründungen (Leipzig, Wien, Dresden, Kopenhagen, Stockholm, Prag usw.) gekommen. Als die Taubstummen sich immer mehr um die Verbesserung ihrer Lebenssituation

kümmern konnten, war das Selbstbewußtsein bei den Taubstummen gestiegen. Mit der tatkräftigen Unterstützung vom Berliner Vereinsvorsitzenden Fürstenberg wurden die Internationalen Taubstummenkongresse erstmals 1873 in Berlin durchgeführt, zu denen die Vorstände der Taubstummenvereine zusammenkamen. Fürstenberg gab ab 1872 die Zeitschrift 'Der Taubstummenfreund' heraus. Diese entwickelte sich als das Sprachrohr der Taubstummvereine. Rasch beteiligte sich an allen internationalen Taubstummenkongressen bis auf den Kongreß 1884 in Stockholm. Beim vierten Kongreß in Leipzig 1878 sorgte Rasch als Kongreßpräsident für einen guten Verlauf. Leipzig war bei dem vorherigen Kongreß in Dresden 1875 aufgrund des 100jährigen Bestehens des Taubstummeninstituts gewählt worden. Die weiteren Kongresse hatten 1874 in Wien und 1881 in Prag stattgefunden. Verschiedene Themen wurden besprochen: Verbreitung der Taubstummenvereine, Bau von Heimen für alte Taubstumme, Einführung der Schulpflicht für taubstumme Kinder, Erhalt der Gebärdensprache in den Taubstummenanstalten, Gründung von Taubstummenkindergärten und Fortbildungsschulen. (43) Dann starb Ferdinand Rasch plötzlich am 29. Mai 1885 in Leipzig. Im Nachruf schreibt August Schenck (1841-1892), der in der Taubstummenbewegung bekannte und zeitweilige Privatlehrer für 'schwachsinnige' taubstumme Schüler aus Berlin, über die Menschlichkeit Raschs:

„War der Verstorbene auch kein so hervorragender Kopf wie seine Vorgänger, die beiden Teuscher, so verstand [Rasch, H.V.] es doch ohne Anmaßung und ohne Selbstüberschätzung sich die Achtung und Zuneigung seiner ihm anvertrauten Zöglinge und der erwachsenen Leidensgefährten zu bewahren.“ (44)

Karl Max Löwe wurde am 12.5.1834 als taubstummer Sohn eines Professors in Dresden geboren. Von 1841 bis 1848 nahm er am Unterricht im Leipziger Institut teil. Dann wurde er 1853 unter dem Direktor Eichler als Hilfslehrer eingestellt und wurde später Lehrer. Er nahm sich vor allem der 'schwachsinnigen' Schüler an. Um die hörenden 'schwachsinnigen' Kinder hatte man sich damals noch nicht gekümmert, bis der Leipziger Taubstummenlehrer Heinrich Ernst Stötzner (1832-1910) 1864 eine bekannte Denkschrift für die Notwendigkeit der Hilfsschulen veröffentlichte. Stötzner unterrichtete ab 1856 die taubstummen 'schwachsinnigen' Schüler und entwickelte dafür wahrscheinlich mit der Hilfe von Löwe eine Unterrichtsmethode. Stötzner gehörte zu den Pionieren der Hilfsschulen, der heutigen Geistigbehindertenpädagogik. (45) Weiterhin hinterließ Löwe auch viele unveröffentlichte Schriften, so zum Beispiel ein 275 Seiten starkes Manuskript grammatischer 'Nomenklatur' und handschriftliches Unterrichtsmaterial. Eine schwere Krankheit 1864 zwang ihn, die elfjährige Arbeit zu beenden und sich frühzeitig pensionieren zu lassen. Er machte einen langen Erholungsurlaub in einer sächsischen Kurstadt. Die Krankheit heilte jedoch nie aus, so daß er viele Erholungsreisen in verschiedene Länder unternahm. So war er in den Bayerischen, Schweizer und Tiroler Alpen sowie in den Ost- und Nordseebädern. Weiterhin entschied er sich, Gesellschaften zu meiden. Im stillen wirkte er jedoch für die Taubstummensache und kam zu besonderen Anlässen mit Taubstummen zusammen. Löwe entwickelte wie sein Vater eine enge Beziehung zu den Wissenschaften. Zunächst veröffentlichte er 1869 eine Schrift über Samuel Heinicke. Er verstand es, die ganze Biographie lebensnah darzustellen und auf die Leistungen in Eppendorf und Leipzig aufmerksam zu machen. Seine Beschreibung der Methoden ist aufschlußreich, da Löwe die Ansichten der Leipziger Lehrer teilte. Der folgende Absatz spiegelt die Polarität der Methoden wider:

„In ganz Deutschland wird nach seiner Methode in siebzig Taubstummenanstalten gelehrt, in welchen die Lautsprache einen Hauptteil des Unterrichts bildet und den Taubstummen durch die Sprache die Christusreligion als der beste Trost bei ihrem Mangel geoffenbart wird. [...] Im Ausland selbst hat man angefangen, sich davon zu überzeugen, daß die Lautsprache für die Taubstummen notwendig ist, und in etlichen Anstalten, wo bisher nur die Gebärden und die Schriftsprache gelehrt worden ist, wird auch noch die Lautsprache eingeführt.“ (46)

Löwe verfaßte 1878 aufgrund des 100jährigen Bestehens des Leipziger Instituts einen besonderen Artikel. Die Erinnerungen an alle Festtage seit 1778 wurden darin festgehalten. Aus dem Artikel ist deutlich zu erkennen, daß ein vertrautes Verhältnis zwischen den Schülern und den Lehrern herrschte, denn zu jedem Berufsjubiläum wurden Glückwünsche ausgesprochen und Geschenke ausgetauscht. Die Kontinuität des familiärgeprägten Anstaltslebens konnte bewahrt werden, da das Leipziger Taubstummeninstitut von 1778 bis 1896 durchgehend von der Familie Heinicke geleitet wurde. Schließlich übergab Löwe 1890 Eichler zu dessen 50jährigem Amtsjubiläum eine Chronik sämtlicher

Schüler des Instituts. Diese Schüler hatten vom Beginn des Bestehens 1778 bis 1890 das Institut besucht. Nachdem er längere Zeit in Dresden gelebt hatte, starb Max Löwe dort am 3.12.1893. (47)

Allen taubstummen Lehrern war gemeinsam, daß ihnen Verantwortung gegeben wurde. Sie wuchsen über sich hinaus, indem sie lange Zeit in den Anstalten Unterricht gaben und verschiedene Schriften zur Verbesserung des Taubstummenunterrichts verfaßten. Somit waren sie an der Weiterentwicklung der Taubstummenpädagogik beteiligt. Kruse ist der Frage bezüglich den taubstummen Lehrern nachgegangen und hat sich für den Einsatz dieser Lehrer ausgesprochen:

„Ob aber auch Taubstumme zu Taubstummenlehrern qualifiziert wären, dürfte, abgesehen davon, daß (es) hier mehr auf die Persönlichkeit des Lehrers als auf ein großes Maß von Geist, Bildung und Wissenschaft ankommt, wohl kaum in Zweifel gezogen werden können. Beurkunden die einen oder die anderen unter ihnen nicht nur eine vorzügliche geistige Begabung, sondern selbst auch einen ausgezeichneten Grad von sprachlicher und wissenschaftlicher Bildung; und zeichnen sie sich dazu noch durch eine innere Güte und Gediegenheit des Charakters, und vorzüglich durch eine religiöse Bildung aus, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht, wenn sie eine besondere Vorliebe für dieses Fach haben, auch diesen Beruf wählen dürften und sollten.“ (48)

Dies ist ein eminenten Hinweis, daß Kruse und seine Zeitgenossen, wie die im 3. Kapitel genannten Direktoren und Vorsteher, Wert auf Persönlichkeit und Qualifikation legten.

#### **4.5. Exkurs über den Taubstummenanstaltsgründer Hugo von Schütz in Bad Camberg**

Hugo von Schütz wurde am 31.7.1780 in Camberg im Herzogtum Nassau taubstumm geboren. Sein Vater war Geheimrat und kaiserlicher Hauptmann, und seine Mutter eine Freiin von Hohenfeld. Die beiden waren Eltern von 22 Kindern, darunter waren vier taubstumm. Hugo von Schütz besuchte zwischen 1788 und 1797 das Taubstummeninstitut in Wien. Dort wurde er nach der manuellen Methode unterrichtet. Nach Camberg zurückgekehrt, gab er seinem taubstummen jüngeren Bruder und einigen anderen taubstummen Kindern Privatunterricht. Er erweiterte seine Kenntnisse in autodidaktischer Weise und war in den Wissenschaften bewandert. Bei einer Reise durch die europäischen Länder sah von Schütz viele Taubstumme, die keine Schulbildung genossen hatten. Er entschloß sich, „freiwillig mehrere Taubstumme in Unterricht zu nehmen, um sie zu guten und glücklichen Menschen, und zu nicht unnützen Bürgern des Staats zu machen“ (49). Daraufhin gründete er 1818 das Privatinstitut in Camberg. Am 15.6.1820 wurde es von der nassauischen Landesregierung zur öffentlichen Anstalt erhoben und mit 16 Schülern eröffnet. Schütz erhielt den Titel eines Hofrats und wurde zum Direktor der Anstalt berufen. Er setzte die manuelle Methode im Unterricht ein und trug die Hauptverantwortung für das Gelingen des Unterrichts, wobei ihm zwei Hilfslehrer beistanden. Die Anstalt war in der Öffentlichkeit und bei den Behörden angesehen. Aber es entstanden ab 1826 Spannungen mit dem neuen Schulinspektor, da dieser sich um den Einsatz der Lautsprache im Unterricht bemühte. Aufgrund der langjährigen und intensiven Arbeit war von Schütz nicht mehr bei bester Gesundheit. Er verspürte keine Motivation mehr, diese veränderte Situation durchzuhalten. Daraufhin bat er um die Entlassung und verließ am 22. 3.1828 die Camberger Anstalt. Dabei wurde von Schütz von den Behörden sehr enttäuscht, da er „ohne Pension oder Belohnung“ (50) verabschiedet wurde. Einen Monat später zog er mit seiner hörenden Frau und vier hörenden Kindern nach Wien. Der spätere Taubstummenlehrer in Bad Camberg Hans Hild beurteilt nach eingehender Forschungsarbeit die Wirkung der Persönlichkeit von Hugo von Schütz auf die Schüler:

„Die Schüler hingen mit großer Liebe an ihrem Lehrer und Freunde [Schütz, H.V.]. 35 waren bis zum Jahre 1828 durch seinen Unterricht gegangen und ihrer Familie und dem Leben neu geboren worden. Ins Vaterhaus zurückgekehrt, schrieben sie oft rührende Briefe und erinnerten sich gerne ihrer zweiten Heimat und der lieben Freunde in Camberg.“ (51)

Nachdem er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, starb Hugo von Schütz am 22.6.1847 in Wiesbaden. Auf dem Grabstein steht geschrieben: „[...] Dauerhafter als dieser Stein ist das Denkmal, welches der Edle, der im Leben des Dankes so wenig sich erfreute, durch die Gründung einer Lehranstalt für seine taubstummen Mitbrüder sich selbst gesetzt hat.“ (52)

Es ist am Rande zu bemerken, daß einige Taubstumme in anderen europäischen Ländern ebenfalls die Taubstummenanstalten gegründet und geleitet hatten. Es waren Andreas Christian Möller in Trondheim/Norwegen (ab 1824), Karl Oskar Malm in Turku/Finnland (ab 1846), Iwan Karlowitsch

Arnold in Moskau/Rußland (ab 1860), Adalbert Lampe in Zagreb/Kroatien (ab 1891) und L.S. Wosnesenskaja in Tula/Rußland (ab 1885). (53)

## **5. Der Taubstumme Otto Friedrich Kruse (1801-1880), der entschiedene Vertreter der kombinierten Methode**

### **5.1. Geburt in Altona, Besuch des Taubstummeninstituts in Kiel/Schleswig ab 1808 und Lehrtätigkeiten in Schleswig, Altona und Bremen von 1817 bis 1833**

Otto Friedrich Wilhelm Kruse wurde am 29.3.1801 in Altona im dänischen Herzogtum Holstein geboren. In den ersten Jahren kümmerte seine Mutter sich viel um ihn, indem sie ihm das Lesen beibrachte und viel von ihren früheren Erlebnissen erzählte. Sein Vater war aus beruflichen Gründen kaum zu Hause. Als er 1806 auf die Elementarschule in Altona kam, zeigte er sich aber uninteressiert am Unterricht, da die Schule und die alte Lehrerin ihm zuwider waren. Nach drei Monaten nahmen die Eltern ihn von der Schule weg. Als 1807 ein bösesartiges Scharlachfieber im Elternhaus ausbrach, starb der älteste Bruder Otto Friedrichs und Otto Friedrich selbst verlor im sechsten Lebensjahr das Gehör. Er beschreibt eindringlich seinen Zustand nach der Ertaubung in seiner 1877 veröffentlichten Autobiographie:

„Ich wußte anfänglich nicht, was mir geschah. Ich setzte mein altes Wesen fort, als wenn mir nichts geschehen wäre. Trotzdem fühlte ich die Unbehaglichkeit meines Zustandes. Ich sprach noch und tat Fragen. Aber man lächelte und schwieg oder gab zur Antwort, was ich nicht herausbringen konnte. Immer gehemmter wurde auch der Ausdruck der Gedanken, Gefühle, Wünsche und Bitten, weil ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich früher sprach. Ich fühlte mich so wie zum ewigen Schweigen verurteilt, und wie von Eltern, Brüdern und Schwestern geschieden.“ (1)

Seine Eltern erfuhren vom Taubstummeninstitut in Kiel und schulten 1808 dort ihren Sohn auf eigene Kosten ein. Otto Friedrich Kruse erlernte dort die konventionelle Gebärdensprache mit Freude von den Mitschülern und den Taubstummenlehrern. Daran erinnert er sich wiederum 1877:

„Hier sah ich zum ersten Mal meine Gleichesgleichen. Ich hatte aber einen sehr unklaren Begriff davon, was für ein Völkchen wir eigentlich seien, und richtete manchmal Worte an sie, welche natürlich unerwidert blieben. Sie wußten mich aber doch durch Zeichen noch besser zu unterhalten, als meine Eltern und Geschwister, und ich hatte meine besondere Freude daran und mein wahres Vergnügen.“ (2)

Er eignete sich die „Vorstellungs-, Denk- und Sinnesart“ (3) der Taubstummen an. Seine Lehrer waren Pfingsten, die Tochter Pfingstens und vor allem Hensen, und sie setzten die kombinierte Methode ein. Er erwarb sich schnell Kenntnisse, nachdem er als Spätertaubter in der Wortsprache die Lautsprache wiedererkannt hatte. Er griff immer wieder zum 'Unterrichtskursus für Taubstumme' von Hensen. Weiterhin las er selbständig verschiedene Bücher und schrieb Tagebücher, um den Ausdruck im Schreiben zu verbessern. Er „dachte seitdem, wenn ich las oder schrieb oder mich sonst geistig beschäftigte, in sprechender Weise“ (4). Kruse konnte den Nutzen aus der kombinierten Methode ziehen, da er sich in der Gebärdensprache und der Wortsprache auskannte. Als seine Eltern dessen Teilnahme am Unterricht aufgrund der schlechten Lebenslage durch die Napoleonischen Kriege nicht mehr finanzieren konnten, verließ Kruse 1813 für mehr als ein halbes Jahr das Institut, das zwischenzeitlich nach Schleswig verlegt worden war. In Altona bekam er Privatunterricht von einem Lehrer und seinem Vater. Da machte er eine neue Erfahrung, als er und sein Vater sich frei heraus unterhielten. Währenddessen schafften die Vorsteher Pfingsten und Hensen eine halbe Freistelle für Kruse, der sie damals mit Stolz erfüllt hatte. Ab 1815 wurde Kruse zunehmend als Repetiteur beim Unterricht der jüngeren Schüler eingesetzt, wenn die Lehrer andere Verpflichtungen hatten. Kruse war immer mehr geneigt, den Beruf des Taubstummenlehrers zu ergreifen. Für ihn als Taubstummen war es eine herrliche Aussicht, die Taubstummen bei ihrer Erziehung und Bildung fördern zu können. Die Vorsteherschaft beschloß, Kruse nach seiner Konfirmation am 1.10.1817 als supernumerarischen Lehrer einzustellen. Es ist im Jahresbericht 1817 im folgenden zu lesen:

„Diesen Knaben aber besonders dazu aufzuheben, veranlaßten uns teils sein für ein Handwerk zu schwächlicher Körper, vorzüglich aber seine besonders gelungene Ausbildung, sein exemplarischer Charakter, sein eiserner Fleiß, worauf wir die Hoffnung haben, aus ihm einen Mann zu ziehen, um dem

Institut und seinen Unglücksgefährten großen Nutzen zu leisten.“ (5)

Kruse erzählt über seine Reaktion: „Wer war glücklicher als ich, der ich auf diese Weise meinen sehnlichsten Wunsch befriedigt sah!“ (6) Kruse wurde angewiesen, den Schülern das Verständnis der schriftlichen Texte durch den Unterricht in der Gebärdensprache zu erleichtern. Die Vorsteher waren der Auffassung, daß „wir in unserem Fache solcher lebender Wörterbücher bei Erlernung unserer Sprache ebenso nötig haben als hörende Kinder die Lexikons bei Erlernung einer fremden Sprache.“ (7) In den ersten Jahren seiner Anstellung war Kruse bei den Demonstrationen für interessierte Besucher behilflich, wie es bei Massieu und Clerc in Paris und bei Habermaß in Berlin geschehen war. Als Kruse in das Schullehrerseminar in Kiel eintreten wollte, fand er keine Aufnahme wegen seiner Taubheit. Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich die Bücher selbst zu beschaffen und alleine zu studieren. Die täglichen Verpflichtungen ließen ihm aber wenig Zeit, so daß er in den Morgen- oder Nachtstunden lernte. Er erweiterte seine Kenntnisse in deutscher Sprachlehre, Pädagogik, Psychologie, Religion, Philosophie, Geschichte und Literatur. Dabei lernte er drei Fremdsprachen (Dänisch, Französisch, Latein) unter Anleitung eines Lehrers kennen. Er mußte mehr als sechs Jahre an dem Stoff arbeiten, wofür die freigestellten Seminaristen nicht länger als drei Jahre brauchten. Während des Studiums und seiner Lehrtätigkeit kam Kruse zu zwei bedeutenden Einsichten, die er sein ganzes Leben lang vertrat. Erstens setzte sich Kruse mit der grammatischen Satzbildungslehre auseinander, da er hier Unwohlsein und Unzufriedenheit verspürte. Er hatte den Schülern das Wissen beigebracht, nachdem er selbst unterrichtet worden war. Er war der Ansicht, daß die Unterrichtsinhalte nicht den Bedürfnissen der Schüler angepaßt waren. Nach dem Studium der pädagogischen Werke erkennt er, daß „der Unterricht sich weniger nach dem Objekt des Lehrgegenstandes als nach dem Fassungsvermögen des Lernenden richten müsse [,denn, H.V.] das Können stehe in erster Linie und das Wissen in der zweiten“. (8) Dabei bringt er es auf den Punkt: „Wecke in deinem Zögling allerlei Vorstellungen, so kommt er dir schon auf dem halben Wege entgegen.“ (9) Kruse fand an der Elementarmethode Pestalozzis Gefallen und sah ein, „ich hätte naturgemäßer, anschaulicher und lückenloser unterrichten sollen“ (10). Diese Methode konnte Kruse jedoch nicht strikt im Taubstummenunterricht anwenden, weil Pestalozzi hörende Schüler zu unterrichten hatte. Das Verhältnis zu den Schülern wurde schließlich besser, da Kruse hier Geduld zeigte und flexibel war. Weiterhin beschäftigte er sich mit Ansichten und Erfahrungen anderer Taubstummenlehrer, indem er die Werke von Heinicke, Eschke, Petschke, Pflingsten, de l'Épée, Sicard usw. studierte. Kruse stellt demzufolge im Rückblick fest:

„Sie befriedigten aber meine Wißbegierde nicht. Sie halten sammt und sonders den Taubstummen viel steifer und zäher im Auge, als ich mir dachte, sie übersehen den Menschen des Taubstummen über dem Taubstummen.“ (11)

Hingegen argumentiert Kruse, daß „kein Taubstummenlehrer [...] aus blinder Vorliebe für seine Kunst das Grundprinzip wahrhaft menschlicher Bildung zum Opfer bringen“ (12) durfte. Für ihn besteht die Kunst des Taubstummenunterrichts darin, „die Hindernisse, welche hier das Gebrechen in den Weg legt, wegzuräumen [...] [und, H.V.] dem Taubstummen, welcher nur in Zeichen, d.h. Gebärdensprache spricht und denkt, die Wortsprache zu schaffen“ (13) Dabei erklärt Kruse die Bildungsaufgaben des Taubstummenlehrers:

„Der Taubstummenunterricht muß es sich zur unbedingten Regel machen, die Denkkraft der Schüler zu erwecken, und ihre Selbsttätigkeit anzuregen und so anzuregen, daß sie ihnen zum Grundbetrieb aller ihrer Lerntätigkeit werde.“ (14)

Schließlich fand Kruse die Methode Pflingstens für den Taubstummenunterricht geeigneter. Die Kombination zwischen Gebärdensprache, Schriftsprache und Lautsprache war für ihn der richtige Weg, so daß Kruse der kombinierten Methode immer treu blieb. Es war wahrscheinlich entscheidend, daß er selbst die Erziehung im Institut in Kiel und Schleswig erhalten hatte. Darüber bemerkt er in seiner Autobiographie: „Eine, wie mir scheint, den Bedürfnissen und Geistesfähigkeiten solcher Individuen entsprechendere Methode, welche denn auch schöne Resultate mit mir erzielt hat.“ (15)

Dann teilte Kruse den Lehrerkollegen seine Erkenntnisse mit, was zu Meinungsverschiedenheiten mit einzelnen älteren Kollegen führte. Als ein akademisch ausgebildeter Kollege über ihn lästerte, sah Kruse keine Perspektive mehr, weiter im Schleswiger Institut zu arbeiten. Es war ihm wichtig, daß er von neuen Überzeugungen nicht abgehalten wurde. Kruse reichte seine

Kündigung ein und verließ am 1.10.1825 trotz Hensens Versuchen, ihn zum Bleiben zu bewegen, das Taubstummeninstitut in Schleswig. Nach Altona zurückgekehrt, wo sein Vater längst verstorben war und die Mutter nun als Witwe lebte, setzte Kruse die Arbeit mit einigen taubstummen Schülern fort. Er gab dort Unterricht in der Privatanstalt und sammelte Erfahrungen nach seinen Vorstellungen. Die zwei ältesten Schülerinnen wurden 1827 in St. Pauli konfirmiert. Als Kruse Überlegungen anstellte, eine Taubstummenanstalt in Hamburg zu errichten, wurde aber diese Idee schon von anderen entwickelt. Einige Bürger hatten die Spenden gesammelt und in dem taubstummen Senß einen Lehrer gefunden. Kruse gab 1827 zum erstenmal ein Buch heraus, in dem er sich mit den Ausführungen Herders zur Sprachphilosophie beschäftigte. Darin argumentierte er, daß der sich selbst überlassene Mensch nicht die Lautsprache entwickelt, sondern sich zu Beginn in Bildern und Gesten ausgedrückt haben mußte. Als Kruse ab Ostern 1828 für seine Privatanstalt nicht die erwünschte Unterstützung fand, machte Kruse Hospitationen bei einigen Taubstummenanstalten. Er lernte jedoch „nicht viel Neues [...], indem die Taubstummenlehrerkunst damals noch in der Wiege stand oder vielmehr eine Art von Embryo war“ (16). Dabei bewarb er sich bei neugegründeten Anstalten in Hannover und Halberstadt, aber die Verantwortlichen zeigten kaum Interesse, Kruse als Lehrer einzustellen. Denn sie wollten Unterricht in der Lautsprache und mit hörenden Lehrern durchführen. So arbeitete Kruse mehr als drei Jahre lang selbständig in Altona, bis sich ein Briefwechsel mit dem Gründer der Taubstummenanstalt in Bremen David Christian Ortgies (1786-1859) ergab. Ortgies war als Oberlehrer der St. Ansgari Kirchspielschule angestellt und unterrichtete 1827 erstmals ein taubstummes verwaistes Mädchen. Dort wurden zunehmend taubstumme Kinder aufgenommen und teils mit den hörenden Kindern zusammen unterrichtet. Kurz vor Weihnachten 1828 besuchte Kruse Bremen und die Anstalt. Er fand sofort Gefallen an dem Unterrichtsstil von Ortgies, da er „den Unterricht unmittelbar an das Leben zu knüpfen und alles auf die praktische Weise einzuüben“ (17) wußte. Dabei beeindruckte ihn Ortgies Glaubensfestigkeit, so daß Ortgies ihm ein Vorbild wurde. Die beiden kamen überein, daß Kruse ab dem Neujahr 1829 in Bremen als Mitarbeiter eingestellt wurde. Die Zusammenarbeit zwischen ihnen war fruchtbar, denn Kruse lernte mehr die Praktik des anschaulichen Unterrichts verstehen und hingegen Ortgies die Gebärdensprache. Ortgies hatte wenig Erfahrungen in der Taubstummenpädagogik gehabt, bevor er nach der Anleitung Kruses die Schleswiger Methode in den Unterricht einführte. Kruse veröffentlichte 1832 das vielbeachtete Buch 'Der Taubstumme im uncultivierten Zustande nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummen'. Er verfolgte das Ziel, daß die Leser die Notwendigkeit der Taubstummenbildung erkannten und die neue Taubstummenanstalt in Bremen unterstützten. Erstmals gab es eine Zusammenstellung von 25 Kurzbiographien über die Taubstummen, die größtenteils die Schulbildung genossen hatten, zum Beispiel Clerc, Habermaß, Hüttmann, Massieu, Senß, Wilke usw. Dann litt Kruse zunehmend an psychosomatischen Erkrankungen aufgrund der großen Arbeitsbelastungen. 1833 entschied er sich, die Stellung in Bremen aufzugeben. Über den Einfluß Kruses schreibt Ortgies im Jahresbericht 1837: „Kruse wird mir unvergeßlich bleiben, da ich in seinem vertrauten Umgang das Wesen der Taubstummen, wie ihre Erziehungs- und Unterrichtsweise am besten kennen lernte“ (18). Kruse hatte immer Kontakt zu Hensen gehalten und wußte von der Möglichkeit, im Schleswiger Institut wieder zu arbeiten. Zunächst erholte er sich bei seiner Mutter in Altona und kam in der vertrauten Umgebung wieder zu Kräften. Als es mit der Einstellung in Schleswig noch dauerte, studierte er die philosophischen Werke von Friedrich Heinrich Jacobi und Immanuel Kant, die er verehrte. Dann kam Kruse auf die Idee, eine politische Zeitschrift wöchentlich zweimal erscheinen zu lassen. Er nannte sie 'Altonaer Bote' in Anlehnung an Matthias Claudius' 'Wandsbeker Boten'. Kruse trat für eine konstitutionelle Monarchie ein. Es gab manchen Ärger wegen seinen Artikel, denn „die Freimütigkeit, mit welcher das Blatt die Mängel des städtischen Wesens aufdeckte, war ein Dorn in den Augen der Stadtbehörden.“ (19) Daraufhin stellte der Oberpräsident von Altona Graf von Blücher die Herausgabe der Zeitschrift nach mehreren Monaten ein. Dabei verdiente Kruse seinen Lebensunterhalt mit Privatunterricht für hörende Kinder, die ihre Schriftsprache durch Kruses Anleitung verbessern sollten.

## 5.2. Lehrtätigkeit in Schleswig von 1834 bis 1872 und Rückkehr nach Altona 1875

An Ostern 1834 wurde Kruse als Lehrer im Taubstummeninstitut in Schleswig aufgenommen. Er mußte täglich sechs Stunden unterrichten und an einigen Abenden der Woche beaufsichtigen. Er hielt es für notwendig, einige Verbesserungen im Institut einzuführen, denn er war durch die gesammelten Erfahrungen seiner neunjährigen Wanderschaft motiviert. Zuerst schlug Kruse die Abhaltung der Institutsgottesdienste für alle Schüler, Dienstboten und Lehrburschen der Industrie-Anstalten vor.

Kruse bekam das Einverständnis von Hensen und hielt sie jahrzehntelang an jedem Sonntag in der Gebärdensprache ab. Die Sonntagsgottesdienste waren der Vorläufer der Kirchenfeste ab 1879 in Schleswig, an denen viele Taubstumme aus den Herzogtümern Schleswig und Holstein teilnahmen. Auch hier trat Kruse für die 'naturgemäße Methode' ein und erhielt diesmal Verständnis bei den Lehrerkollegen. Obschon diese Methode eingesetzt wurde, beherrschte der systematische Sprachunterricht weiter den Unterricht. Er stellt 1877 fest:

„Im Grunde schloß man sich mehr an die ältesten und scheinbar bewährtesten Institute an, und ignorierte die Schulen des neueren Schnittes. Die letzteren, welche sich mehr auf dem Gebiet allgemeiner Didaktik bewegten, wollten sich dem alten routinierten Direktor [Hensen, H.V.] nicht recht empfehlen.“ (20)

In seinem Privatleben gab es ein bedeutendes Ereignis, als Kruse die hörende Frau Cornils aus Schleswig kennenlernte. Nachdem einige Heiratsanträge, die er stellte oder empfing, abgelehnt worden waren, entschied er sich für diese Frau. Kruse und Cornils heirateten 1839 und bekamen zwei hörende Kinder. Kruse „vergaß in dem neuen Glück, welches mir bereitet ward, mein eigenes Unglück“ (21). Zunächst schrieb Kruse Bücher und mehrere Artikel in der 'Allgemeinen Schulzeitung' über die Pädagogik und Taubstummenpädagogik. In dieser Zeitschrift waren gleichfalls Artikel von anderen Taubstummenlehrern erschienen, als es noch keine selbständige Zeitschrift für sie gab. Er hatte lange Zeit Material zum Taubstummenunterricht gesammelt, bevor er sich entschloß, die Taubstummenanstalten in verschiedenen Ländern zu besuchen. Er bekam ein Reisestipendium von der Dänischen Königlichen Regierung, so daß er sich während der Ferien in den Jahren 1851 und 1852 auf dem Weg machen konnte. Die 27 von ihm hospitierten Taubstummenanstalten sind: Ludwigslust, Berlin, Stettin, Köln, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Linz, Brünn, Zürich, Bern, Riehen, Straßburg, Nancy, Paris, Brüssel, Kopenhagen, Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M., Weißenfels, Erfurt, Halle a. S., Hildesheim und Braunschweig. Somit verschaffte er sich Einblick in die Anstaltsorganisationen und lernte vor Ort die methodisch-didaktischen Positionen der Lehrer kennen. Dabei traf er die taubstummen Lehrer Richardin in Nancy, Gramm in Kopenhagen, Wilke in Berlin und Teuscher in Leipzig. Aufgrund der Bemühungen von Berthier sammelte er Erfahrungen in Paris. Seine Erwartungen bezüglich der manuellen Methode wurden übertroffen, als er sah, daß die Schüler die Sätze locker und gut an die Tafel schreiben konnten. Weiterhin führte Berthier Kruse in die Pariser Taubstummenvereine ein. Nach Schleswig zurückgekehrt, veröffentlichte er 1853 auf eigene Kosten das Buch 'Über Taubstumme, Taubstummen-Bildung und Taubstummen-Institute, nebst Notizen aus meinem Reisetagebuche'. Das Buch umfaßt fast fünfhundert Seiten und ist das größte Werk Kruses. Darin teilt er die Geschichte der Taubstummenpädagogik in sechs Epochen ein: Spanien, England, Holland, Deutschland und Frankreich, Dänemark und schließlich die Verallgemeinerungsbewegung. Jedes Taubstummeninstitut, das Kruse besucht hatte, besorgte sich das Buch, und viele Behörden für Unterricht und Erziehung bestellten es auch. Davor hatte Kruse 1852 das Buch 'Lehrbuch des Sprachunterrichts taubstummer Kinder' verfaßt. Es fand weniger Verbreitung. Es war für die Verantwortlichen nicht mehr zu übersehen, daß sich Kruse um die Verbesserung der Zustände in der Taubstummenpädagogik verdient machte. Er erhielt 1852 das Silberkreuz der Dannebrogsmänner vom König von Dänemark und 1857 die Goldene Verdienstmedaille vom König von Schweden. Als Ludwig Christian Matthias (1814-1887), der Taubstummenlehrer aus Friedberg bei Frankfurt, ab 1855 die Zeitschrift 'Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarländern' herausgab, veröffentlichte Kruse weitere Artikel. So war Kruse in den höchsten Kreisen der Behörden und der Taubstummenlehrer kein Unbekannter mehr und genoß hohes Ansehen. (22)

Kruse war als Vertreter der Grundsätze Pestalozzis bestrebt, das Können und das Wissen zusammen zu fördern. Dabei war er sich in seiner Lehrtätigkeit immer bewußt, daß er sich von seinen besten Seiten zeigen sollte, damit die Wirkung auf die Schüler nicht ausblieb. Er versuchte den Schülern, die ihm nachfolgen wollten, Ratschläge fürs Leben zu geben. Für ihn war die sittliche Bildung bedeutender als das Können und das Wissen. Kruse erklärt, daß „ein innerlich disziplinierter Schüler [...] im Grunde auch fleißiger, aufmerksamer, sorgsamer und friedfertiger als ein bloß äußerlich disziplinierter [ist, H.V.]“ (23). Die taubstummen Schüler sollten somit befähigt werden, ihre Ideale später in die Tat umzusetzen und sich weiter zu bilden. Daher meint er: „Wohl also den Taubstummen, wenn sie durch eigenes Denken und Besonnenheit sich aus den Stürmen des Lebens zu retten

verstehen.“ (24) Weiterhin sollten die Taubstummen sich seiner Meinung nach auf die moralischen Grundsätze des Christentums stützen, indem sie Gott und Jesus als vertraute Freunde und treue Begleiter auf dem Lebensweg kennenlernten. Denn so konnten die Menschen nicht den schlechten Einflüssen der Welt erliegen. (25) Es ist auf die Lebenserfahrung von Kruse zurückzuführen, daß er die Widerwärtigkeiten des Lebens aushalten konnte. Er gab nicht auf, alles, was in seinen Kräften stand, aus sich herauszuholen. Er war dennoch manchmal entmutigt, weil er sich in seinem Vorwärtskommen als Mensch, Christ und Bürger nicht gefördert fühlte. So ist zu erklären, was Kruse im Vorwort seiner Autobiographie über die merkwürdige Lage der Taubstummen schrieb. Sie mußten demzufolge Wege wie der griechische Krieger Odysseus einschlagen, bis sie zum sicheren Hafen kommen konnten. Kruse wußte und erlebte selbst auch, daß die Taubstummen oftmals einem Vorurteil in der Gesellschaft ausgesetzt waren, sie seien nicht fähig, „alle Qualitäten und Vorzüge zu entwickeln, welche den Menschen so sehr zieren“ (26). Er ruft deswegen auf, daß die Taubstummen, ob mit oder ohne Schulbildung, es nicht über sich ergehen lassen sollen:

„[Der Taubstumme, H.V.] muß gleichsam der Welt, die von ihm nichts weiß oder nicht wissen wollte, eine Lehre geben und die Lehre, daß er das erbärmliche Geschöpf nicht sei, als welches er dargestellt ist. Der ungebildete Taubstumme wird gereizt, seine Ehre in geringfügigen Dingen zu suchen, der besser gebildete in Geistesvorzügen und Talenten.“ (27)

Es ist zunächst festzustellen, daß Kruse der entschiedene Vertreter der kombinierten Methode war. Er trat sein ganzes Leben lang immer wieder für die „naturgemäße und aus dem Leben in's Leben führende Unterrichtsmethode“ (28) ein. Mit der Gebärdensprache sollte die Begriffsentwicklung bei taubstummen Schülern gesichert werden, denn sie wurde als Basis für die Sprachentwicklung verstanden. Er schreibt 1853: „Die Gebärde bewegt sich im Elemente der Anschauung, ist daher voll Leben, Bedeutung und Wahrheit und trägt sehr viel zur Veranschaulichung der Begriffe und Ideen bei.“ (29) Er bezeichnete sie als 'geistige Heimat' der Taubstummen. Dabei machte er einen Versuch, die Grundelemente der Gebärdensprache zu beschreiben. Er schlug neun Klassifikationen vor, z. B. die Umriss der Gegenstände, Wirkung der Dinge, Bewegung usw. Danach wurde mit der Schriftsprache gearbeitet, damit die Schüler das Verständnis in der Wortsprache bekommen sollten. Er erklärt wiederum 1853 die Bedeutung der Schriftsprache für den Taubstummenunterricht, wobei die Schleswiger Methode sich in seiner Arbeit niederschlug:

„Die Schrift ist auch das Mittel, den Taubstummen zu entstummen, und nicht umgekehrt der Laut, indem man ihm vorher durch die Schrift den Einfluß des Wortes anbahnen mußte, ohne welche Voraussetzung er eine gedankenlose Redemaschine bleiben würde.“ (30)

Bei Fortschritten in der Wortsprache drückten sich die Schüler zunehmend in der Lautsprache aus. Somit gewöhnten sie sich auf sicherer Basis an die Lautsprache. „Durch die Artikulation führt sich der Taubstumme erst wahrhaft in das Leben ein [...] und das Leben wird wieder eine neue Schule für ihn.“ (31) Als sich die Anzeichen ab etwa 1865 vermehrten, daß die kombinierte Methode immer mehr vernachlässigt wurde, trat Kruse umso entschiedener auf. Er erklärt 1877 sein Motiv darüber:

„Ein jeder Taubstummenlehrer soll [...] auf eine höchst schonende Weise mit den Kindern verfahren, denn für solche Kinder kennen wir kaum Peinigenderes als das Sprechen. [...] Hier, wo Lehrer am mehrfachsten Gefahr laufen, gegen die armen Kinder gereizt und ihnen hart und inhuman zu werden, muß ich im Namen der leidenden Menschheit gegen jede Art von rücksichtslosem Verfahren auf's Entschiedenste protestieren.“ (32)

1869 gab Kruse das Buch 'Zur Vermittlung der Extreme in der sogenannten deutschen und französischen Taubstummenunterrichtsmethode' heraus. Auf das Betreiben von Chanoine de Haerne (1804-1890), dem ehemaligen Direktor der Taubstummenanstalt in Brüssel und dem Gründer der Taubstummenanstalt in Woodhouse/England 1870, wurde das bedeutende Buch ins Französische und Englische übersetzt. Mit Haerne hatte Kruse in Briefwechsel gestanden. Im Auftrag von Eduard Miner Gallaudet (1837-1917) wurde die übersetzte Schrift 1872 in der Zeitschrift der Taubstummenlehrer in den U.S.A. veröffentlicht. Darüber wird im letzten Abschnitt dieses Kapitels ausführlich berichtet. Schließlich gibt es in der Autobiographie Kruses Aufschlüsse über die verschiedenen Methoden und deren Auswirkungen:

„Ich schließe mich an die deutsche Methode, nur mit dem Unterschied, daß ich die Gebärdensprache durchaus nicht ausgeschlossen wissen will. Ich hielt und halte es für weit



naturgemäßer, daß der Taubstumme angeleitet werde, von selbst Verzicht auf die Gebärdensprache zu leisten, als daß ihm diese Verzichtleistung geradezu anbefohlen wird. [...] Ein einseitig mittelst der Ton- oder Lautsprache unterrichteter Taubstummer ist in der Regel auch einseitig gebildet, ist seelen- und gemüthloser, phlegmatischer, teilnahmloser als der andere ihm gegenüber stehende sich frei in der Gebärdensprache bewegende.“ (33)

Am 1.4.1872 trat Kruse aus dem Dienst des Instituts und nahm Abschied vom „Wirkungskreise, der von jeher meine schönste Lebensfreude und mein Stolz gewesen war“ (34). Aufgrund der Verdienste für 55jährige Lehrtätigkeit erhielt er 1872 weitere Auszeichnungen. Er wurde durch den Kaiser vom Deutschen Reich mit dem 'Ritter des roten Adlerordens 4. Klasse' und durch den König von Belgien mit dem 'Leopoldorden' geehrt. Der Ehrendokortitel vom Gallaudet-College in Washington, D.C./U.S.A. wurde ihm 1878 verliehen, nicht zuletzt wegen der übersetzten Schrift. Schließlich wurde Kruse 1873 als Ehrenmitglied im 'Centralverein für das Wohl der Taubstummen zu Berlin' unter dem Vorsitzenden Fürstenberg ernannt. Im Privatleben verkehrte er in den Taubstummenvereinen, denn „nur in dem Kreise der Gleichesgleichen ist ein reicher und kombinierter Austausch von Erfahrungen, Ideen, Ansichten, Meinungen und Bedenken möglich.“ (35) Dann wagte Kruse eine große Reise nach Ägypten und besuchte zuvor die Weltausstellung in Wien. Er erwägte eine Rückkehr nach Altona, weil es ihn reizte, in der Heimatstadt wieder zu leben. Seine Frau war anfangs dagegen, dann aber doch bereit, aus ihrer Heimatstadt wegzugehen. Das Ehepaar verkaufte ihr Haus in Schleswig und zog am 5.5.1875 nach Altona. Dort genoß Kruse den Ruhestand, indem er lange Spaziergänge machte und die Veränderungen in der Stadt, die jetzt eine bedeutende Handelsstadt geworden war, erkundete. Es war eine besondere Freude für Kruse, als sein Sohn Otto sich für den Beruf des Taubstummenlehrers entschied. Otto Kruse trat 1876 in die Taubstummenanstalt in Schleswig ein und arbeitete dort lange Zeit bis 1921. Schließlich veröffentlichte Kruse seine Autobiographie mit der Absicht, „die großen Taten des Herrn, so an einem Taubstummen geschehen sind, zu verkündigen, zu rühmen und lobend und dankend zu preisen“ (36). Denn er war dankbar, daß

„es ihm unter solchen ungünstigen Umständen dennoch gelungen ist, das Ideal wissenschaftlicher Bildung, welches ihn so ganz ergriffen hat, zu verwirklichen, und sich bis zu einem Taubstummenlehrer und einem Schriftsteller emporzuschwingen“ (37).

Das über 180 Seiten geschriebene Buch sollte von Interesse für taubstumme und hörende Leser und auch für diejenigen, die „vom reinen Trieb geleitet sind, mit ihrem glücklich gebildeten Schicksalsgenossen in der Selbstvervollkommnung zu wetteifern“ (38), sein. Schließlich starb Otto Friedrich Kruse aufgrund eines Hirnschlags am 11.3.1880 in Altona. Der 79jährige wurde auf dem Friedhof Diebsteich in der Nähe von Altona begraben. Seine früheren taubstummen Schüler in Schleswig, darunter der spätere Vereinsgründer in Altona Gustav A. Claudius, stifteten ihm ein Grabmal.

### **5.3. Exkurs über Moritz Hill, den Förderer der oralen und der rein-oralen Methoden**

Friedrich Moritz Hill wurde am 8.12.1805 als Sohn eines Musikers in Reichenbach/Schlesien geboren. Obwohl er Musiker werden wollte, kam er 1823 auf das Drängen seiner Mutter an die Seminaranstalt in Bunzlau. Dort ließ er sich zum Lehrer ausbilden und erfuhr von den Grundsätzen Pestalozzis. Nachdem er einige Jahre als Hilfslehrer in Bunzlau gearbeitet hatte, erhielt er ein Stipendium für die Fortbildung. Hill ging 1828 nach Berlin und besuchte dort die Vorlesungen an der Universität. Nach Aufforderung trat Hill widerwillig als Seminarlehrer im Taubstummeninstitut in Berlin ein. Nach einjähriger Ausbildung wurde ihm ab 1.10.1830 eine Stelle als erster Lehrer an der Seminar-Taubstummenanstalt in Weißenfels/Sachsen übertragen. Dort lernte er den Direktor der Seminaranstalt Wilhelm Harnisch (1787-1864), der ein starker Befürworter der Verallgemeinerungsbewegung war, kennen. Dennoch bezweifelte Hill bereits 1832 die Idee der Verallgemeinerung, indem er in seinem ersten Buch die Unausführbarkeit der Graserschen Pläne darlegte. Es kam zum zeitweiligen Zwist mit Harnisch. Hill revidierte seine Ansicht und begann, in dem Buch von 1839 für die Idee des vorbereitenden Unterrichts einzutreten. Demzufolge sollten die Schüler in den Seminar-Taubstummenanstalten für den Unterricht in den Taubstummeninstituten vorbereitet werden. Dabei kam es auf zusätzliche Förderstunden in der Woche an, damit sie später ohne Schwierigkeiten in die Taubstummeninstitute wechseln konnten. Somit wurde die Idee der Verallgemeinerung in abgeschwächter Form weiterverfolgt. Als Harnisch 1842 die Weißenfelser

Anstalt verließ, sprach sich Hill deutlich gegen die Verpflanzung des Taubstummenunterrichts in die Volksschulen und für die Idee des vorbereitenden Unterrichts aus. (39) Hill lernte im Umgang mit Harnisch und den anderen Seminarlehrern die Grundsätze Pestalozzis und der Volksschulpädagogik kennen und sammelte Erfahrungen. Er verfolgte das Ziel, daß der Sprachunterricht auf dem empirischen Weg beim Taubstummenunterricht Verwendung finden sollte, wie es bei den hörenden Schülern in den Volksschulen der Fall war. Zu dieser Zeit war der systematische Sprachunterricht im Taubstummenunterricht vorherrschend. Daher fand die 'Anleitung zum Unterricht taubstummer Kinder', die 1832 von Viktor August Jäger (1794-1864), dem Direktor der Taubstummenanstalt in Gmünd/Württemberg, herausgegeben wurde, weite Verbreitung. Hingegen erläuterte Hill in seinem 1840 erschienen Buch die Regeln des empirischen Sprachunterrichts. Seitdem verschärften sich die Gegensätze zwischen dem systematischen und empirischen Sprachunterricht. Dabei hielt Hill den Einsatz der Gebärdensprache im Unterricht für notwendig. Sie wurde als das Verständigungsmittel zwischen den Unterrichtsbeteiligten und zum Erklären der Begriffe herangezogen. Die Lautsprache wurde jedoch als Angelpunkt seiner pädagogischen Arbeit akzentuiert. So ist zu verstehen, daß Hill der Wiederentdecker und Förderer der oralen Methode war. (40) Kruse gibt 1877 sein Urteil darüber ab:

„Die älteren Institute sahen mit Geringschätzung auf die neueren Errungenschaften der jüngeren herab, die letzteren hingegen hielten das Alte für ein Überlebtes und wußten, indem sie den Taubstummenunterricht, als einen speziellen Teil des allgemeinen Unterrichts auch auf die allgemeinen Grundsätze zu reduzieren trachteten, die Eigentümlichkeiten der Taubstummen-Menschennatur zu wenig zu würdigen. Wie überall so liegt hier das Wahre in der Mitte.“ (41)

Hill verfaßte mehrere Bücher und viele Artikel in Zeitschriften. Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus, so daß die Weißenfeller Anstalt von Taubstummenlehrern aus dem Inland und dem Ausland besucht wurde. Viele zeigten sich interessiert an der Methode Hills und versuchten sie in ihren Heimatländern anzuwenden. Einige von Hill unterrichtete Seminaristen wurden später in den Taubstummenanstalten tätig und machten die Grundsätze Hills weiter bekannt. Als das 'Preußische Regulativ' vom 3.10.1854 betreffend den Elementarschulen verabschiedet wurde, nutzt Hill die Gelegenheit, die Forderungen zur Verbesserung der Zustände in der Taubstummenpädagogik zu stellen:

„Das bedeutet nicht Einschränkung der Taubstummenschule, sondern Ausbau durch zweck- und sachgemäße Einrichtungen, durch Bewilligung der dazu nötigen Lehrkräfte und Lehrmittel, durch Festsetzung der Schulpflicht und der Schulzeit“ (42)

Denn die Schüler von den Seminar-Taubstummenanstalten, die für den Besuch des Taubstummeninstituts vorbereitet worden waren, wurden manchmal von den Taubstummeninstituten abgewiesen. Diese wiesen nach wie vor zuwenig Platzkapazitäten auf. Die Seminar-Taubstummenanstalten wurden daher zunehmend in Taubstummenanstalten umfunktioniert. Die Idee der Verallgemeinerung hatte sich seit längerer Zeit als undurchführbar erwiesen, so daß es ab etwa 1870 keine neue Seminar-Taubstummenanstalt mehr gab. (43) Als Hill 1866 das Buch 'Der gegenwärtige Zustand des Taubstummen-Bildungs-Wesens in Deutschland' veröffentlichte, erregte das Buch großes Aufsehen, weil Hill verschiedene Lehrer und Anstalten angriff. Dabei stellte er neue Forderungen bezüglich der Unterrichtsmethode an die Taubstummenlehrer:

„Zu einem geistigen Bedürfnisse, zu einem unmittelbaren Ausdruck der Gedanken wird die Landesprache nur dadurch, daß man [...] diese soviel als möglich nicht an das Gebärdenzeichen, sondern direkt an die Sache, an die Anschauung anschließt und somit die Gestaltung und Anwendung der Gebärdenzeichen unterdrückt, umgeht [...]“ (44)

Hill prägte somit den Grundsatz 'unmittelbaren Gedankenausdruck' und schlug die neue Bezeichnung 'neu-deutsche Schule' bzw. 'neu-preußische Schule' vor. Auf diese Weise steigerte sich die orale Methode zur rein-oralen Methode. Da die Grundlage für die rein-orale Methode geschaffen wurde, fand sie zunehmend Verbreitung in den deutschen Taubstummenanstalten. (45) Hill war auch federführend für die Veränderungen in der österreichischen Taubstummenpädagogik. Als er bei der Wiener Direktorenkonferenz 1866 eingeladen wurde, überzeugte Hill dort die Anstaltsdirektoren und die Behörden. „Das Ergebnis war die Übernahme der 'reinen deutschen Methode' in den Lehrplan der österreichischen [Taubstummenanstalten, H.V.]“ (46) Nachdem Moritz Hill 44 Jahre als Lehrer und später Inspektor in der Seminar-Taubstummenanstalt in Weißenfels gearbeitet hatte, starb er dort am 30.9.1874.

Bevor im nächsten Abschnitt über die Reaktion von Kruse auf das Buch Hills und die daraus resultierenden Kontroversen berichtet wird, sollen die Veränderungen der Gesellschaftsstrukturen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erläutert werden. 1848 brach die Revolution in Deutschland unter dem Vorzeichen des Nationalismus aus. Das Bürgertum setzte jedoch gegenüber den dynastischen Machthabern nicht durch, die Nationalversammlung auf Dauer bestehen zu lassen. Einige bürgerrechtliche Forderungen, wie zum Beispiel Presse-, Versammlungs-, Vereinsfreiheit usw. wurden aber teilweise erfüllt. Von 1864 an wurden drei Kriege von den Machthabern in Preußen hintereinander gegen Dänemark, Österreich und zuletzt Frankreich ausgetragen. Nachdem alle Kriege zugunsten Preußens beendet worden waren, kam es 1871 zur Gründung des Deutschen Reiches. Dies erhöhte das Ansehen des Militärs in der Gesellschaft und minderte das Ansehen der Parteien. Der Nationalismus erfuhr daher eine konservative Prägung. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler schreibt: „Ein weitverbreitetes nationales Erfüllungsegefühl vereinigte sich mit dem typisch nationalistischen Sendungsbewußtsein, das die deutsche Nation in ihrem neugeschaffenen Staat einer glorreichen Zukunft entgegengehe.“ (47) Weiterhin hingen die Veränderungen innerhalb der Gesellschaft mit den Fortschritten durch die Technik und Wissenschaft zusammen. Die Fortschrittsgläubigkeit setzte sich bei den Menschen durch.

#### **5.4. Kontroversen zwischen Otto Friedrich Kruse und den Vertretern des Oralismus 1866-1870**

Als Reaktion auf das obengenannte Buch Hills erschien im August 1867 ein Artikel mit dem Titel: 'Die deutsche oder die 'neu-preußische Unterrichtsmethode'.' von Kruse im 'Organ'. Hill hatte ebenfalls das 1853 erschienene Buch Kruses kritisiert. Kruse lehnte erbost den Begriff 'unmittelbare Gedankenausdruck' ab, weil das Wort für den Taubstummen kein „unmittelbares Zeichen des dadurch bezeichneten Begriffs“ (48) sei, da er es nicht hören könne. „Ein Zeichen des Begriffes wird also dem Taubstummen das Wort erst durch Dazwischentritt der Gebärdensprache.“ (49) Weiterhin betonte er die Bedeutung der Gebärdensprache für die Sprachentwicklung und das Sprechen und kritisierte die Vorstellungen Hills: „Nur ein Wahnwitz sieht also in der Ausbildung der Zeichensprache ein Hindernis für die Sprachentwicklung.“ (50) Kruse bezog die Position für die 'deutsche Methode', da er ausging, daß „das Prinzip der deutschen Unterrichtstheorie [...] in der Handhabung eine recht fühlbare Lücke zurückläßt, die nur durch Hintritt der Gebärde und Schrift ausgefüllt werden kann.“ (51) Schließlich wurde Hill aufgefordert, daß er stichhaltig nachweisen sollte, der Taubstumme habe die Fähigkeit, „von vorneherein unmittelbar, d.h. ohne Zuziehung der Gebärdenzeichen in Worten zu denken“ (52). Es gab daraufhin eine im 'Organ' veröffentlichte 'Erklärung der württembergischen Taubstummenlehrer' im Dezember 1867. Nachdem sie das Thema Hill-Kruse bei einer Lehrerkonferenz in Nürtingen behandelt hatten, lehnten sie die von Hill vorgeschlagenen Bezeichnungen und vor allem die Grundsätze Kruses ab. Die württembergischen Taubstummenlehrer waren der Auffassung, daß es nur eine 'deutsche Methode' gebe. Letztlich begründeten sie die Veröffentlichung der Erklärung, daß sie „einen vom Standpunkt einer französisch gefärbten Lehrweise aus gemachten Angriff, wie er am angeführten Ort gegen einen um diese deutsche Methode so hochverdienten Mann gemacht wird, [nicht H.V.] hinnehmen“ (53). Dann schrieb Ulrich Karl Schöttle (1813-1886), der Taubstummenlehrer aus Eßlingen/Württemberg, einen offenen Brief an Kruse, der im Februar und März 1868 im 'Organ' abgedruckt wurde. Schöttle hatte offenbar die 'Erklärung' auch formuliert. Er mußte auf den Artikel Kruses erwidern, weil ansonsten die Gegner des Oralismus den Eindruck bekämen, daß Kruse die „deutsche Taubstummen-Unterrichts-Methode plötzlich tot geschlagen“ (54) hatte. Schöttle warf Kruse vor, daß er keinen festen Standpunkt besitze und die „tiefste Bedeutung der deutschen Taubstummen-Unterrichts-Methode noch gar nicht begriffen“ (55) habe. Schöttle trat für die rein-orale Methode ein und verneinte die Bedeutung der Gebärdensprache für den Unterricht. Er schreibt:

„Es ist deshalb ein Grundirrtum, wenn sie glauben, die Begriffe würden erst durch das Medium der Gebärdensprache für die Taubstummen geschaffen und festgestellt, und Hill und die deutsche Taubstummen-Unterrichts-Methode haben vollkommen recht, wenn sie die Anschauung allein als Grundlage der Sprachbezeichnung betrachten und von der daran geknüpften Anschließung der Bezeichnung die unmittelbare Herbeiführung und Gewinnung der Begriffe erwarten.“ (56)

Dabei forderte Schöttle Kruse auf, daß Kruse einen Beweis vorbringen sollte, „die Gebärdensprache [sei, H.V.] selbst auch eine Wortsprache oder dieser ebenbürtig“ (57). Im Juni 1868 veröffentlichte Johann Gerhard Stoffers (1837-1870), der Taubstummenlehrer aus Brühl bei Köln, den Artikel: 'Über

das Prinzip der unmittelbaren Lautsprach-Assoziation bei Taubstummen' im 'Organ'. Stoffers meinte, daß Hill nicht im Ernst die 'neu-deutsche Methode' konstruierte, weil es keine Neuerung an ihr gab. Stoffers war es, der den Begriff 'unmittelbarer Gedankenausdruck' von Hill in den neuen Begriff 'unmittelbare Lautsprachassoziation' wandelte und somit zur Verbreitung der rein-oralen Methode beitrug. Er macht deutlich: „[...] das Prinzip der unmittelbaren Lautsprachassoziation ist uns das Alpha und Omega des elementaren Sprachunterrichts, ist es maßgebend für den ganzen ferneren Verlauf der Sprachbildung.“ (58) Dann gab es im Februar und März 1869 eine Erwiderung von Kruse auf die Erklärung, den Brief Schöttles und den Artikel Stoffers im 'Organ'. Zu Anfang ging Kruse auf den Vorwurf Schöttles ein, er habe kein „rein deutsches, sondern ein 'französisch gefärbtes'“ (59) Lehrsystem, und spricht sich im folgenden aus:

„Ich gehöre aber - ich spreche es frei und unumwunden aus - zu den Eklektikern, welche sich zu keiner besonderen Zunft von Taubstummenlehrern bekennen und auf keine unbedingte Weise zu der Fahne weder der deutschen noch der französischen Unterrichts-Methode zu schwören sich veranlaßt finden. Noch heute wie bisher preise ich mir diese freie, selbständige Stellung, welche ich den beiden streitführenden Parteien gegenüber eingenommen habe, indem sie mir den Vorteil gewährte, daß ich mit um desto größerer Unbefangenheit die divergierenden Ansichten der Parteiführer meiner Prüfung unterziehen [...] konnte.“ (60)

Es ist daraus zu erkennen, daß Kruse sich weiterhin auf eigene Erfahrungen und Ansichten stützte und nicht die verstärkten Bestrebungen der Oralisten unter dem Vorzeichen des Nationalismus befürwortete. Dann nahm er Stellung zu den Vorstellungen der Oralisten, die „eine unmittelbare, in und durch sich selbst begründete, rein geistige, spirituelle Verbindung zwischen der Denktätigkeit und Artikulation“ (61) annahmen. Kruse bringt es im folgenden auf den Punkt:

„Dies ist aber eine Ansicht, welche schwerlich vor dem Forum der philosophischen oder psychologischen Wissenschaft wird bestehen können, ist ein stillschweigend angenommenes Dogma der deutschen Methode, dem wir widersprechen müssen und in Beziehung auf unsere Taubstummen auf's Entschiedenste widersprechen.“ (62)

So entschieden protestierte jedenfalls in Deutschland kein anderer Taubstummenlehrer wie Kruse in dieser Zeit. Schließlich schrieb Kruse die Bewertung der Gebärdensprache im Vergleich mit der Lautsprache, da er von Schöttle dazu aufgefordert worden war:

„Die Gebärdensprache vertritt nur gewissermaßen die Stelle des Lautes im strengsten Sinne des Wortes - man mißverstehe uns nicht, wir meinen nicht die Lautsprache, sondern die Lautform oder Artikulation. Die Gebärdensprache ist, wenn auch nicht der Laut- oder Wortsprache, doch der Lautform oder Artikulation ebenbürtig, indem sie uns denselben Dienst leistet, welchen der Laut anderen tut.“ (63)

Wenn man bedenkt, daß die damaligen Sprachphilosophen sich mit den tatsächlichen Strukturen der Gebärdensprache kaum beschäftigten, ist jedoch nicht weniger bedeutend, zu welchem Schluß Kruse bezüglich des Vergleiches zwischen Gebärdensprache und Lautsprache kommt:

„Gott der Herr hat mit ihr doch ein Großes getan, daß ein so unscheinbares und winziges Ding, als die Gebärdensprache ist, sich hergab, dem Taubstummen das Tor der Erkenntnis und Sprache aufzuschließen, welches ihm sein hartes Geschick verschlossen hat.“ (64)

Zum gleichen Zeitpunkt erschien das Buch 'Zur Vermittlung der Extreme in der sogenannten deutschen und französischen Taubstummenunterrichtsmethode' von Kruse. Nach der Ansicht von Schumann kommt Kruse zur „richtigen Erkenntnis, daß der Fragenkreis einer breiteren Erörterung bedürfe“ (65). Darin lehnte Kruse die übertriebene Konkurrenz zwischen den Methoden ab und erläuterte die Vorteile und Nachteile beider Methoden. Kruse hatte die Hoffnung, daß die Taubstummenlehrer mit unterschiedlichen Auffassungen dennoch zusammenkommen könnten. Nicht zuletzt könne „ein konsequent begründetes, einiges Lehrsystem hergestellt werden“ (66). Kruse weist auf die „Tatsachen des Selbsterlebnisses“ (67) hin. Mit der Hoffnung auf die Beibehaltung und Verbreitung der kombinierten Methode in Deutschland und anderen Ländern schreibt er:

„Wenn es erst den vereinigten Bemühungen der Pfleger der Lautsprach-Methode gelungen ist, das gefundene echte Gold von den noch anklebenden Schlacken, d. h. von den Auswüchsen und Ausschreitungen zu reinigen, an welchen unsere Gegner mit vollem Recht Anstoß nehmen, so steht zu

hoffen, daß sich die deutsche Methode endlich überall Bahn machen wird.“ (68)

Kruse setzte sich wiederum mit dem psycholinguistischen Aspekt, die Verbindung zwischen Denken und Sprechen, auseinander. Aus der Sicht der Vertreter des Oralismus wurde das Sprechen als eine unumstößliche Sache aufgefaßt, damit das Denken der Taubstummen in der Lautsprache und nicht in der Gebärdensprache zustandekam. Kruse machte aber Unterschiede zwischen der Bezeichnungsfunktion und der Darstellungsfunktion. Das bedeutet, daß die Sachen nicht nur bezeichnet wurden, sondern auch inhaltlich begriffen, d. h. dargestellt werden mußten. Die Hörenden wuchsen mit der Lautsprache auf, da sie die Sachen überall bezeichnen und darstellen hörten. Die Taubstummen bekamen nicht mit, wie die Hörenden sich untereinander mitteilten und die Sachen bezeichneten. Sie waren aus eigenem Antriebe angewiesen, die Sachen in visueller Form zu begreifen. Daher eigneten sie sich eine eigene Sprache, die Gebärdensprache, an. In der Gebärdensprache konnten die Taubstummen die Sachen bezeichnen und lernten ebenso die Sachen darzustellen. „In der allgemeinen Regel sanktionieren sie auch die Wortzeichen erst als Zeichen der Gebärdenzeichen, ehe sie ihnen zum unmittelbaren Träger des Denkens übergehen“ (69), schreibt Kruse. Der Einstieg in die Sprache mußte nach ihm mit der Gebärdensprache beginnen, wie es ausführlich im folgenden zitiert wird:

„Es muß also bei dem Taubstummen die Gebärdensprache den Platz der Lautsprache ausfüllen; sie ist das Surrogat der Lautsprache im eigentlichen Sinne des Wortes. Leistet sie auch nicht alles, was die Lautsprache dem hörenden Kind leistet, so leistet sie doch dies was das Wesentlichste und Höchste ist, und worauf es beim Spracherlernen vorzüglich ankommt - daß der Taubstumme durch sie das Wort als Form des Gedankenausdruckes wissen lernt.“ (70)

Kruse formuliert den Gegensatz zum obengenannten Satz Stoffers: Die Gebärdensprache „ist der Knoten, Schwer- und Mittelpunkt, das A und O des Taubstummenunterrichts.“ (71) Dabei stützte er sich auf die Argumentationen seiner Zeitgenossen, die die kombinierte Methode im Unterricht einsetzten, wie zum Beispiel Neumann, Reich, Jäger, Saegert usw. Hingegen bezeichnete Kruse die Vertreter des Oralismus als 'Philister', „denen weniger das Entwicklungsgesetz der Natur, als die Konsequenz ihrer ausgesuchten Wissenschaft Gott ist“ (72). Es konnte nichts anderes bedeuten, als daß diese Vertreter sich selbst täuschten. Denn sie suchten die Schuld in der Gebärdensprache und „lassen sich betören, den vermeintlichen feindlichen Dämon auch durch Belzebuben auszutreiben“ (73). Der tatsächliche Grund lag aber an diesen Lehrern selbst. Sie konnten sich nicht gewandt genug in der Gebärdensprache ausdrücken. Der schnellere Weg, mit der Lautsprache anzufangen und auf die Gebärdensprache zu verzichten, sollte nicht gewagt werden, ansonsten käme es zu 'Mißbildung' und 'Treibhauserziehung' bei taubstummen Schülern. Kruse ist der Auffassung: „Erziehen heißt bei dem Taubstummen freilich ihn heilen, aber heilen kann man ihn wieder durch die Natur.“ (74) Der Taubstummenlehrer hatte die Voraussetzung für diesen Beruf zu erfüllen, indem er mit der Gebärdensprache umgehen konnte. Kruse macht im folgenden klar, daß die Schuld bei Mißerfolg nicht an der Gebärdensprache, sondern an der falschen Methode lag:

„Gelingt es daher der Methode des Lehrers nicht, daß der Schüler in der Wortsprache eingebürgert wird, so muß er es sich selbst zuschreiben, wenn die Gebärdensprache fort und fort die Herrschaft ausübt. [...] Nicht allein an Mißverhältnissen der Gebärdensprache, sondern auch an der schlechten Sprachunterrichts-Methode liegt daher die Schuld, wenn die Gebärdensprache hier und da einnistet, anstatt dem Wort den Platz zu machen.“ (75)

Dabei bewertete Kruse das Sprechen der Taubstummen als selbstverständlich: „Der Gewinn, welchen das Sprechen abwirft, ist ein rein geistiger, und besteht darin, daß er dadurch in Besitz des edelsten Guts der Menschheit, d. h. der Sprache komme“ (76). Er wollte nur die Erziehung in der Lautsprache nicht als den alleinigen Zweck verstanden wissen, sondern als den Endpunkt des geglückten Unterrichts. Die Erlernung der Lautsprache mußte bei den Taubstummen nur anders als bei den Hörenden sein, indem der Weg langsam und mit Geduld beschritten wurde. Kruse durchlebte eine Wandlung zur Frage des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Lautsprache. Er argumentiert jetzt: „Das Schreiben muß prinzipiell auf das Sprechen basiert sein, und nicht umgekehrt; es hat nur weiter auszubauen, was das Sprechen bereits begründet hat.“ (77) Dennoch „müssen [vielmehr, H.V.] Sprechen und Schreiben sich einander in die Hand arbeiten.“ (78)

Nachdem Kruse 1869 im 'Organ' erwidert hatte, verfaßte Schöttle wieder einen Brief an Kruse. In drei

Nummern des 'Organ' 1870 wurde dieser Brief verteilt abgedruckt. Dabei waren die Standpunkte von Schöttle und Stoffers etwas unterschiedlich, so daß 1870 Artikel darüber veröffentlicht wurden. Bernhard Stahm, der für den verstorbenen Stoffers Partei ergriff, behandelte dies unter dem Titel: 'In Sachen Schöttle kontra Stoffers. Ein didaktisches Votum'. Darauf wird hier nicht eingegangen. (79) Obschon das Buch 'Vermittlung...' ins Französische und Englische übersetzt wurde, macht er in seiner Autobiographie eine Bemerkung über die Reaktionen der deutschen Taubstummlehrer: „Stattdessen zieht man aber nach der Analogie der Kriegskunst das Manöver der Verschwiegenheit vor.“ (80) Schließlich veröffentlichte der 77jährige 1878 zum letztenmal den Artikel: 'Zur Frage der Gebärdensprache-Stellung' im 'Organ'. Dieser enthält folgende zeitlose Mahnung an die Taubstummlehrer:

„Das Palliativmittel liegt nicht in dem Unterdrücken der Gebärdensprache, sondern es muß anderswo gesucht werden. Das Gewisseste und Sicherste ist, der Taubstumme verleugnet die Gebärdensprache nicht eher, als ihm zum Ausdruck seiner Gedanken die Wortsprache einigermaßen zu Gebote steht.“ (81)

Zur Haltung der Taubstummlehrer über den Tod Kruses 1880 stellt Teuber demzufolge fest: „Nur eine kurze Notiz in Kleindruck im 'Organ der Taubstumm-Anstalten...', in der um Geldspenden für ein Grabdenkmal gebeten wurde. Welches Omen für seine zukünftige Behandlung in der Geschichte.“ (82) Dies hing mit starken Veränderungen nach dem 2. Internationalen Kongreß der Taubstummlehrer zusammen. Dieser fand vom 6.-11.9.1880 in Mailand statt und wurde in großer Zahl von überwiegend ausgewählten Taubstummlehrern aus Italien und Frankreich besucht. Sie beschlossen

„in der Überzeugung der unbestrittenen Überlegenheit der Lautsprache gegenüber der Gebärdensprache [...], daß die Anwendung der Lautsprache bei dem Unterricht und in der Erziehung der Taubstummen der Gebärdensprache vorzuziehen sei [und H.V.] [...] daß die reine Artikulations-Methode vorzuziehen sei.“ (83) Daraufhin wurden die Gebärdensprachen aus dem Unterricht in den Taubstumm-Anstalten verdrängt. Die taubstummen Lehrer in Europa und später auch in Amerika wurden zur Aufgabe der Lehrstellen gezwungen. Somit war der Mailänder Kongreß als entscheidender Wendepunkt in der ganzen Welt bekannt und berüchtigt. In diesem Zusammenhang ist aus einem 1955 veröffentlichten Buch von Arno Blau folgendes zu lesen:

„Der Übergang zur Lautsprachmethode ließ dann aber die Verwendung gehörloser Lehrer im Taubstummunterricht nicht weiter zu. Ein gutes Gehör des Taubstummlehrers ist unabdingbare Voraussetzung, um das Sprechen der Kinder anleiten, verbessern und überwachen zu können.“ (84)

Es ist in diesem Kapitel zu erkennen, daß Kruse unter der kombinierten Methode erzogen wurde und dann diese Methode im Unterricht einsetzte. Zeit seines Lebens trat er für seine Überzeugungen ein, indem er viele Artikel und Bücher darüber veröffentlichte. So ist zu verstehen, daß Kruse der kombinierten Methode immer treu blieb und sich kritisch mit der neuen Tendenz unter den Vorzeichen des Nationalismus und der vermeintlichen Fortschrittsgläubigkeit auseinandersetzte. Ihm ist aus meiner Sicht hoch anzurechnen, daß Kruse in der entscheidenden Umbruchsphase der deutschen Taubstummepädagogik die Interessen der Vertreter der kombinierten Methode und der Taubstummen vertrat. So bleiben der Name Otto Friedrich Kruse und sein Einsatz für die kombinierte Methode unvergessen.

## 6. Schluß

Es ist in der vorliegenden Magisterarbeit belegt, daß taubstumme Lehrer im Unterricht gebraucht wurden, wenn die kombinierte und/oder die manuelle Methode in den Taubstumm-Anstalten eingesetzt wurden. Nach Verbreitung der rein-oralen Methode war die Situation entstanden, daß sich die Unterschiede der Methoden des 19. Jahrhunderts verwischten und in der Geschichtsschreibung zuungunsten der kombinierten Methode nivelliert wurden. Mit diesem Vorgehen degradierten die Oralisten die taubstummen Lehrer zu Fußnoten der Geschichte. Auch heute noch findet dieser Umstand kaum Platz in der Geschichtsschreibung der Gehörlosenpädagogik. Wie im dritten Kapitel aufgezeigt wurde, setzten die Taubstummlehrer in Berlin, Schleswig und Leipzig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwiegend die kombinierte Methode ein. Es soll künftig untersucht werden, ob und in welchem Maße die kombinierte Methode in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in diesen

Instituten eingesetzt wurde. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Bedeutung der kombinierten Methode in der Theorie der Gehörlosenpädagogik nicht vernachlässigt werden darf, da die Grundsätze dieser Methode nach einem Jahrhundert des Oralismus ab 1980 wieder an Aktualität gewinnen. Die kombinierte Methode ist als Vorläufer der bilingualen Methode zu verstehen. Denn bei diesen Methoden sind die Beziehungen zwischen Gebärdensprache, Lautsprache und Schriftsprache von immenser Bedeutung.

Es soll nochmals betont werden, daß die Erkenntnisse, die ich über das Verhältnis zwischen Gebärdensprache und Lautsprache in der deutschen Taubstummepädagogik im 19. Jahrhundert gewonnen haben wollte, noch nicht abschließend sind. Es ist wünschenswert, daß man darüber weiter forscht. Nicht zuletzt sollte die Frage untersucht werden, welche konkreten Unterschiede zwischen der kombinierten und der bilingualen Methode in der Theorie und Praxis bestehen.

## 7. Anmerkungen

### 1. Kapitel:

- 1 Vgl. Günther, Klaus-Burkhard: Bilingualer Unterricht mit gehörlosen Grundschulern. Zwischenbericht zum Hamburger Bilingualen Schulversuch, Hamburg 1999 sowie Wisch, Fritz-Helmut: Lautsprache und Gebärdensprache. Die Wende zur Zweisprachigkeit in Erziehung und Bildung Gehörloser, Hamburg 1990 und Hamburger Arbeitsgruppe zur Zweisprachigkeit Gehörloser in Erziehung und Bildung: Konzept zur Zweisprachigkeit Gehörloser in Erziehung und Bildung, in: Das Zeichen 22, 1992, S. 430-448 und Vogel, Helmut: Gebärden in der Schule, in: Selbstbewußt werden 7, 1988, S. 9-11 und Vogel: Hindernisse in der Weiterbildung, in: Selbstbewußt werden 19, 1991, S. 40-42.
- 2 Vgl. Günther, Klaus-Burkhard und George, Eveline: Zum Stand des bilingualen Schulversuches an der Hamburger Gehörlosenschule, in: Das Zeichen 30, 1994, S. 474-477 sowie Dummert, Monika: Der Wandel zu einer bilingualen Erziehung Gehörloser. Bestandsaufnahme, Voraussetzungen, Probleme, Unveröffentlichte Examensarbeit an der Universität München, München 1995.
- 3 Kocka, Jürgen: Historische Sozialwissenschaft, in: Bergmann, K., Kuhn, A., Rüsen, J. und Schneider, G. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf 1985, S. 170-172, hier: S. 170, zitiert nach: Möbius, Ulrich: Aspekte der 'Deaf history'-Forschung. Teil 1, in: Das Zeichen 22, 1992, S. 388-401, hier: S. 393.
- 4 Vgl. Teuber, Hartmut: Otto Friedrich Wilhelm Kruse - Eine große taube Persönlichkeit, in: Selbstbewußt werden 42, 1997, S. 15-25.
- 5 Vgl. Neumann, Ferdinand: Die Taubstumm-Anstalt zu Paris nebst Geschichte und Literatur des Taubstumm-Unterrichts in Spanien und Frankreich, Königsberg 1827 sowie Löwe, Armin: Hörgeschädigtenpädagogik international: Geschichte - Länder - Personen - Kongresse, Heidelberg 1992, S. 46.
- 6 Vgl. Rehling, Bernd: Hörgeschädigte Lehrer von Hörgeschädigten, Unveröffentlichte Examensarbeit an der Universität Hamburg, Hamburg 1980, S. 18, 24, 45 sowie Rehling: Hörgeschädigte Lehrer von Hörgeschädigten, in: Hörgeschädigtenpädagogik, 35. Jahrgang, 1981, Nr. 5, S. 266-279 und Rehling: Zur Klärung des Begriffs „Total Communication“, in: Hörgeschädigtenpädagogik, 1981, Nr. 2, S. 84-88. „Die 'Kombinierte Methode' wendet sowohl orale als auch manuelle Medien an, in unterschiedlicher Gewichtung. Abhängig von Situation und Intention können die Medien auch isoliert benutzt werden.“ Rehling, Zur Klärung des Begriffs, 1981, S. 84.
- 7 Caramore, Benno: Die Gebärdensprache in der schweizerischen Gehörlosenpädagogik des 19. Jahrhundert, Hamburg 1990, S. 8f. Vgl. Caramore, S. 4-13, 37-42, 80-81, 112.
- 8 Vgl. Prillwitz, Siegmund: Der lange Weg zur Zweisprachigkeit Gehörloser im deutschen Sprachraum, in: Prillwitz, Siegmund und Vollhaber, Tomas (Hg.): Gebärdensprache in Forschung und Praxis. Vorträge vom Internationalen Kongreß Hamburg, 23.-25. März 1990, Hamburg 1991, S. 19-32 sowie Hase, Ulrich: Gebärdensprache im Land der Deutschen Methode, in: Prillwitz,



Vollhaber (Hg.), 1990, S. 261-273.

9 Vgl. Siepmann, Heinrich: Die Gebärdensprache als Streitobjekt, in: Deutsche Gehörlosen-Zeitung, 1973, 101. Jahrgang, Nr. 5, S. 65-66

sowie Prillwitz, Siegmund (Hg.): Die Gebärde in Erziehung und Bildung Gehörloser. Tagungsbericht vom Internationalen Kongreß Hamburg, 9./ 10. November 1985, Hamburg 1986 und siehe Anm. 8

und Boyes Braem, Penny: Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung, Hamburg 1992

und Mally, Gertrud: Der lange Weg zum Selbstbewußtsein Gehörloser in Deutschland, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 211-237.

10 Möbius, 1992, S. 389.

Vgl. Möbius, 1992, S. 390-392

sowie Möbius: Aspekte der 'Deaf history'-Forschung. Teil 2, in: Das Zeichen 23, 1993, S. 5-13.

11 Padden, Carol und Humphries, Tom: Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache, Hamburg 1991, S. 109.

Vgl. Padden, Humphries, S. 56-85, 101-110.

12 Vgl. List, Günther: Vom Triumph der „deutschen“ Methode über die Gebärdensprache, in: Zeitschrift für Pädagogik, 37. Jahrgang, 1991, Nr. 2, S. 245-266

sowie Muhs, Jochen: Johann Heidsiek (1855-1942) - Wegbereiter des Bilingualismus, in: Das Zeichen 47, 1999, S. 11-17.

13 Vgl. Christ, Herbert Josef: Bericht vom 1. Deaf History-Treffen in Leipzig vom 4.-6. Oktober 1996, in: Das Zeichen 39, 1997, S. 110- 113

sowie Landesverband der Gehörlosen Berlin e. V. (Hg.): 150 Jahre Gehörlosenbewegung, Berlin 1998.

## 2. Kapitel:

1 Vgl. Günther: Von der Antike bis zum ausgehenden Mittelalter: Taubstumme als 'unbildsame Idioten' und die Ahnung vom unverstandenen Menschen, in: Das Zeichen 24, 1993, S. 166-170

sowie Saint-Loup, Aude de: Darstellungen Gehörloser im westeuropäischen Mittelalter, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 447- 474

und Kröhnert, Otto: Die sprachliche Bildung der Gehörlosen, Weinheim 1966, S. 17-19.

2 Kruse, Otto Friedrich: Über Taubstumme, Taubstummen-Bildung und Taubstummen-Anstalten; nebst Notizen aus meinem Reisetagebuche, Schleswig 1853, S. 331.

3 Kruse, 1853, S. 332.

4 Vgl. Kröhnert, 1966, S. 19-25

sowie Lane, Harlan: Mit der Seele hören. Die Lebensgeschichte des taubstummen Laurent Clerc und sein Kampf um die Anerkennung der Gebärdensprache, München 1988, S. 126-137

und Schott, Walter: Das k.k. Taubstummen-Institut in Wien 1779- 1918. Dargestellt nach historischen Überlieferungen und Dokumenten mit einem Abriß der wichtigsten pädagogischen Strömungen aus der Geschichte der Gehörlosenbildung bis zum Ende der Habsburgermonarchie, Wien 1995, S. 24-28.

5 Kruse, 1853, S. 338.

- 6 Vgl. Kruse, 1853, S. 335-339  
sowie Lane, 1988, S. 153-164  
und Schott, S. 28-29.
- 7 Vgl. Kruse, 1853, S. 341-342  
sowie Kröhnert, 1966, S. 39-41  
und Lane, 1988, S. 148.
- 8 Vgl. Möckel, Andreas: Geschichte der Heilpädagogik, Stuttgart 1988, S. 41  
sowie Kruse, 1853, S. 344-345  
und Schott, S. 30-34, 51.
- Nachdem er sich mit der letzten taubstummen Tochter von Raphael unterhalten und Mut bekommen hatte, unterrichtete Otto Benjamin Lasius, der Superintendent in Burgdorf bei Celle, ein taubstummes Mädchen. Darüber berichtete Lasius 1775.
- 9 Vgl. Truffaut, Bernard: Etienne de Fay und die Geschichte der Gehörlosen, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 13-26  
sowie Lane, 1988, S. 111-112, 122  
und Kruse, 1853, S. 346.
- 10 Lane, 1988, S. 118.
- 11 Vgl. De l'Epée, Abbé Charles Michel: Institution des sourds et muets par la voie des signes methodiques, Paris 1776. Hier benutzt: Deutsche Übersetzung von G. Brand: Die Unterweisung der Taubstummen durch die methodischen Zeichen, Stade 1910, S. 4-6, 16-17, 58-66, 71-76  
sowie Berthier, Ferdinand: Die Taubstummen vor und seit Abbé de l'Epée, Paris 1840. Hier benutzt: Teil 1, in: Das Zeichen 7, 1989, S. 14-22, hier: S. 20-21  
und Presneau, Jean-René: Die Gelehrten, die Gehörlosen und die Gebärdensprache im Frankreich des 18. Jahrhunderts, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 487-497  
und Lane, 1988, S. 105-125, 144-147.
- 12 Desloges, Pierre: Observations d'un sourd et muet sur un cours élémentaire d'education des sourds et muets, Paris 1779, S. 7, zitiert nach: Fischer: "Interview" mit den Herren Desloges und Saboureux de Fontenay, in: Das Zeichen 34, 1995, S. 412-421, hier: S. 413f.
- 13 Desloges, zitiert nach: Fischer, Interview, 1995, S. 416.
- 14 Desloges.
- 15 Vgl. Bezagu-Deluy, Maryse: Bedeutende Persönlichkeiten aus der Welt der Taubstummen im Paris des 18. Jahrhunderts, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 27-48, hier: S. 41-45  
sowie Lane, 1988, S. 27f., 86-87, 124, 138-143  
und Kruse, 1832, S. 117-118.
- 16 Im späten 17. Jahrhundert kamen die Menschen in vielen Ländern von Europa vermehrt zur Erkenntnis, daß es Veränderungen nach den Glaubenskriegen bedurfte. Der 30jährige Glaubenskrieg in halbem Europa (1618-1648) hatte sich als ein erschütterndes Geschehen für die Gesellschaften erwiesen. Das Ansehen der Kirchen schwand langsam, weil die Wahrheit jeder Religion relativiert werden mußte. Unter diesem Vorzeichen wurden die Wissenschaften immer bedeutender für die Menschen. Diese Menschen sind als die Aufklärer zu nennen.
- Vgl. Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1986.
- 17 Möller, S. 302.
- 18 Eschke, Ernst Adolf: Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Zweiter Versuch, in:

Berlinische Monatsschrift, hg. von Erich Biester und Friedrich Gedike, Band 27, Berlin 1796, S. 336-362, hier: S. 352. (künftig zitiert: BM)

19 Kant, Immanuel: Über Pädagogik. Werkausgabe, hg. von Wilhelm Weischedel, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt 1977, Band 12, S. 699.

20 Stork, Friedrich: Anleitung zum Unterricht der Taubstummen nach der Lehrart des Herrn Abbé de l'Epée zu Paris, nebst einer Nachricht von dem k.k. Taubstummen-Institute zu Wien, 1786, S. 133 und

Schumann, Georg und Paul (Hg.): Samuel Heinickes Gesammelte Schriften, Leipzig 1912, S. 15, zitiert nach: Kröhnert: Geschichte, in: Handbuch der Sonderpädagogik, Pädagogik der Gehörlosen und Schwerhörigen, hg. v. H. Jussen, O. Kröhnert, Band 3, Berlin 1982, S. 47-62, S. 49.

Vgl. Caramore, S. 1-4, 14-16

sowie Möckel, S. 43, 63-65, 107

und Eschke: Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Dritter Versuch, in: BM, Band 28, 1796, S. 44-67, hier: S. 50-51

und Schott, S. 35, 44-45.

21 De l'Epée, S. 4.

22 De l'Epée, S. 17-18.

Vgl. de l'Epée, S. 4, 10-12, 135-139, 146-149, 161-177

sowie Berthier, Teil 1, S. 22

und Berthier: Die Taubstummen, 1840. Hier benutzt: Teil 2, in: Das Zeichen 8, 1989, S. 9-12, hier: S. 10

und Lane, 1988, S. 79-80, 84-90.

23 De l'Epée, S. 72, zitiert nach: Presneau, S. 494f.

Vgl. de l'Epée, S. 29-45, 88-90, 131

sowie Lane, 1988, S. 32-33, 89-95.

24 De l'Epée, S. 67.

Vgl. de l'Epée, S. 66-71, 116-121

sowie Möckel, S. 42

und Lane, 1988, S. 72.

25 Caramore, S. 18

Vgl. Caramore, S. 5

sowie de l'Epée, S. 129.

26 Fischer, Renate: Aktionssprache, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 505-536, hier: S. 509.

27 Vgl. Fischer, Aktionssprache, 1993, S. 508-14

sowie Schott, S. 38.

28 De l'Epée, S. 76.

29 De l'Epée, S. 88

Vgl. de l'Epée, S. 12, 76-112, 141-143

sowie Lane, 1988, S. 143-147.

30 Berthier, Teil 1, S. 14f.

Vgl. de l'Epée, S. 2-3, 28, 33-34, 90, 121-134

sowie Berthier, Teil 1, S. 10-11

und Berthier: Die Taubstummen, 1840. Hier benutzt: Teil 3, in: Das Zeichen 9, 1989, S. 10-13, hier: S. 12-13

und Lane, 1988, S. 72-73, 94-95, 150-151, 159-161

und Kruse, 1853, S. 348-351

und Kröhnert, 1966, S. 29-37.

31 Vgl. Schott, S. 37

sowie Lane, 1988, S. 54-56, 95-99.

32 Vgl. Schott, S. 45-50

sowie Feige, Hans-Uwe: Gehörlose Schüler Samuel Heinickes, in: Das Zeichen 44, 1998, S. 174-185

und Feige: Samuel Heinickes Eppendorfer „Müllersohn“, in: Das Zeichen 48, 1999, S. 188-193

und Kruse, 1853, S. 373-376.

33 Schumann, 1912, S. 95.

34 Schumann, 1912, S. 95.

35 Kröhnert, 1966, S. 46.

36 Schumann, 1912, S. 100.

37 Schumann, 1912, S. 189.

Vgl. Winkler, Joachim: Samuel Heinicke - Einige Betrachtungen zu seinem Leben und Wirken, in: Das Zeichen 15, 1991, S. 7-18, hier: S. 15-16

sowie Weithaas, Heinz: Die Leipziger Taubstummenanstalt und die Gebärde - Ein geschichtlicher Rückblick, in: Das Zeichen 24, 1993, S. 163-165.

38 Vgl. Möckel, S. 46

sowie Schumann, Paul: Geschichte des Taubstummenwesens vom deutschen Standpunkt aus dargestellt, Frankfurt 1940, S.150

und Winkler, 1993, S. 328-334.

39 Schumann, 1940, S. 149

Vgl. Kröhnert, 1966, S. 102-103.

40 Schumann, 1940, S. 149.

„Zu den stärksten Reformkräften des Protestantismus zählte der Pietismus, der sowohl die Erneuerung des Menschen anstrebte wie auf die Umgestaltung der Welt Wert legte. (...) Der Pietismus entstand zu Ende des 17. Jahrhunderts und erlebte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts seine Blütezeit. (...) insgesamt handelt es sich um eine breite Laienbewegung, in der Stadtbürger wie Adlige und erstmals auch Frauen um ihre religiöse Selbstbestimmung und -entfaltung kämpften.“

Dülmen, Richard van: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Band 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.-18. Jahrhundert, München 1994, S. 127f.

41 Schumann, 1912, S. XII.

42 Schumann, 1912, S. XII.

43 Heinicke, Samuel: Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache,

Hamburg 1778, S. 56, zitiert nach: Kröhnert, 1966, S. 49.

Vgl. Schumann, 1940, S. 150-153, 163-168  
sowie Kröhnert, 1966, S. 43-54.

44 Vgl. Möckel, S. 40-43  
sowie Löwe, Armin, S. 39-41  
und Lane, 1988, S. 150-153.

45 Schott, S. 78.  
Vgl. Schott, S. 76-79.

46 Kruse, 1853, S. 357.  
Vgl. Kruse, 1853, S. 354-357  
sowie Caramore, S. 8-13  
und Lane, 1988, S. 525-527.

47 Kruse, 1853, S. 356.

### 3. Kapitel:

1 Vgl. Möckel, S. 104-107  
sowie Schumann, 1940, S. 182-183

und Eschke: Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Erster bis siebter Versuch, in: BM, Band 26, Berlin 1795, Band 27 und 28, Berlin 1796.

2 Eschke: Ankündigung eines Lesebuchs für Taubstumme, in: BM, Band 24, 1794, S. 555-559, hier: S. 555-556.

3 Eschke: Über Stumme. Eine Beihilfe zur Seelenlehre und Sprachkunde, Berlin 1791, S. 246.

4 Eschke: Erster Versuch, in: BM, Band 26, 1795, S. 535-547, hier: S. 540.

5 Kruse, 1853, S. 378.

6 Eschke: Das Taubstummens-Institut zu Berlin, 2. Auflage, Berlin 1811, S. 44.

7 Vgl. Eschke, Zweiter Versuch, S. 336-337  
sowie Eschke, Dritter Versuch, S. 57  
und Eschke: Fünfter Versuch, in: BM, Band 28, 1796, S. 250-271, hier: S. 267.

8 Eschke: Vierter Versuch, in: BM, Band 28, 1796, S. 127-143, hier: S. 133.

Vgl. Eschke, Vierter Versuch, S. 129-134  
sowie Schumann, 1940, S. 184, 186-187.

9 Vgl. Schiltknecht, Hansruedi: Johann Heinrich Pestalozzi und die Taubstummepädagogik, Berlin 1970, S. 97-100.

10 Kruse, 1853, S. 378.

11 Kruse, 1853, S. 378.  
Vgl. Fischer: Historische Gebärdenlexika, in: Das Zeichen 36, 1996, S. 142-157, hier: S. 150.

12 Schumann, 1940, S. 184.

Vgl. Eschke: Zeichensprache der Taubstummens, in: Das Taubstummens-Institut zu Berlin, 1811, S. 81-109

sowie Rehling, 1980, S. 15-17.

13 Vgl. Wende, Gustav: Dr. Ludwig Graßhoff, in: Blätter für Taubstummenebildung, 28. Jahrgang, 1915, Nr. 9, S. 135-140

sowie Schumann, 1940, S. 189-192.

14 Vgl. Wende, Graßhoff, Nr. 10, S. 151-159

sowie Graßhoff, Ludwig: Beitrag zur Lebens-Erleichterung der Taubstummen durch Gründung einer Taubstummengemeinde, zitiert nach: Poppendieker, Renate: Ich bin gehörlos. Vorschläge zum Thema Gehörlosigkeit im Unterricht, Hamburg 1992, S. 155-156.

15 Wende, Graßhoff, Nr. 11, S. 162-167, hier: S. 167.

Vgl. Wende, Graßhoff, Nr. 10, S. 158-159.

16 Graser, Johann Baptist: Der durch Gesicht- und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Taubstumme, 2. Aufl., Bayreuth 1834, S. IIIff. zitiert nach: Schumann, 1940, S. 260.

17 Vgl. Wende, Graßhoff, Nr. 11, S. 162-167

sowie Schumann, 1940, S. 254-256, 642-643

sowie Möckel, S. 109-115.

18 Vgl. Wende: Die königliche Taubstummenanstalt zu Berlin, in: Wende (Hg.): Deutsche Taubstummenanstalten, -schulen und -heime in Wort und Bild, Halle 1915, S. 19-29

sowie Kruse, 1853, S. 379.

19 Pffingsten, Georg Wilhelm: Über den Zustand der Taubstummen der älteren und jüngeren Zeit, Schleswig 1817, zitiert nach: Engelke, August: Die Provinzial-Taubstummenanstalt zu Schleswig in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1787 bis 1905, Schleswig 1905, S. 4.

20 Borzikowsky, Holger: Die Anfänge des Taubstummenbildungswesens in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Kiel 1976, S. 98.

Vgl. Borzikowsky, S. 37, 66

sowie siehe Anm. 40 im 2. Kapitel.

21 Das Memorial Georg Wilhelm Pffinstens vom 23.10.1797, zitiert nach: Borzikowsky, S. 105.

„Der König von Dänemark war als Träger der dänischen Krone Lehnherr von Schleswig und als Herzog von Schleswig von sich selbst belehnt, als Herzog von Holstein, das die Reichsstandschaft und Recht und Stimme im Deutschen Reichstag besaß, war er Lehnsman des deutschen Kaisers.“

Borzikowsky, S. 57.

22 Instruktion, zitiert nach: Engelke, S. 10.

23 Engelke, S. 17.

Erst im späten 19. Jahrhundert wurden die Schulpflichtgesetze zunehmend in einzelnen deutschen Bundesländern erlassen. Schumann bedauert dies: „Gerade diese wirksamste Form der Verallgemeinerung wurde nirgends nachgeahmt.“

Schumann, 1940, S. 252.

24 Vgl. Blau, Arno: 150 Jahre Taubstummenebildung in Schleswig-Holstein, Schleswig 1955, S. 7-12, 16-19

sowie Borzikowsky, S. 35-42, 54, 62-66, 87-97, 107

und Schumann, 1940, S. 172-174.

25 Jahresbericht 1809, zitiert nach: Blau, S. 19.

- 26 Jahresbericht 1812, zitiert nach: Blau, S. 20.
- 27 Blau, S. 63.  
„Die enge Verbindung von Schule und Industrie-Anstalten bestand bald sieben Jahrzehnte. Diese lange Zeit scheint allein schon zu beweisen, daß eine Verbindung von Schule und 'Lehrwerkstätte' nicht unbedingt falsch sein muß. Die Industrie-Anstalten konnten aber mit der Entwicklung des Handwerks und der Industrie nicht Schritt halten. Damit verloren sie den Nachweis der Wirtschaftlichkeit, der anfangs immer überzeugend geführt werden konnte.“  
Blau, S. 63.
- 28 Vgl. Blau, S. 20.
- 29 Pfingsten, Georg Wilhelm: Auswahl biblischer Erzählungen, 1. Band und 2. Band, Schleswig 1819/1823, Vorrede, S. VI, zitiert nach: Schumann, 1940, S. 194.  
Vgl. Borzikowsky, S. 38, 43-44.
- 30 Jahresbericht 1803, zitiert nach: Borzikowsky, S. 81.
- 31 Kruse: Bilder aus dem Leben eines Taubstummen. Eine Autobiographie des Taubstummen O. Fr. Kruse, Altona 1877, S. 21-23.
- 32 Kruse, 1853, S. 392.  
Vgl. Kruse, 1853, S. 389-393.
- 33 Jahresbericht 1823, zitiert nach: Engelke, S. 31f.  
Vgl. Kruse, 1853, S. 393.
- 34 Kruse, 1853, S. 392.
- 35 Kruse, 1853, S. 392.
- 36 Kruse, 1853, S. 392.
- 37 Jahresbericht 1830, zitiert nach: Engelke, S. 42.  
Nach 8 Monaten Reise kehrte Grauer nach Schleswig zurück. Er wurde dabei krank und starb 1830. Von diesem Reisebericht erzählte Kruse in der Autobiographie 1877.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 115-117.
- 38 Kruse, 1853, S. 392.  
Vgl. Blau, S. 20-26  
sowie Schumann, 1940, S. 194-196.
- 39 Jahresbericht 1828, zitiert nach: Blau, S. 24.  
Vgl. Engelke, S. 38.
- 40 Vgl. Blau, S. 12-13, 25-26.
- 41 Vgl. Meissner, Friedrich Ludwig: Taubstummheit und Taubstummenbildung. Beobachtungen und Erfahrungen nebst einer Geschichte der Leipziger Taubstummen-Anstalt nach fünfundzwanzigjähriger Erfahrung, Leipzig und Heidelberg 1856, S. 291- 301.
- 42 Reich, Carl Gottlob: Blicke auf die Taubstummenbildung und Nachricht über die Taubstummenanstalt zu Leipzig, Leipzig 1828, S. 106, zitiert nach: Winkler, Joachim: Anna Catharina Elisabeth Heinicke (1757- 1840). Erste Direktorin einer deutschen Gehörlosenschule, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 323-342, hier: S. 339.
- 43 Reich, 1828, S. 88-92, zitiert nach: Schumann, 1940, S. 227.  
Siehe Anm. 5 im 1. Kapitel.

- 44 Reich, Carl Gottlob: Der erste Unterricht der Taubstummen, Leipzig 1834, S. 42f.  
 Vgl. Abdruck eines Teils aus dem Buch 'Der erste Unterricht der Taubstummen': Reich, Carl Gottlob: Die natürliche Zeichensprache, in: Das Zeichen 16, 1991, S. 135-142.
- 45 Reich, 1834, S. 43.
- 46 Reich, 1834, S. 43.
- 47 Reich, 1834, S. 261.
- 48 Schumann, 1940, S. 226.  
 Vgl. Schumann, 1940, S. 216-217, 224-230.
- 49 Kruse, 1853, S. 376.  
 Vgl. Meissner, S. 315, 326-333  
 sowie Weithaas.
- 50 Schott, S. 51.
- 51 Löwe, Carl Max: Festtage, zitiert nach: Poppendieker, S. 135-145, hier: S. 142.  
 Vgl. Meissner, S. 298-311.
- 52 Meissner, S. 300.
- 53 Eichler, August: Nachrichten von dem Taubstummen-Institut zu Leipzig, 1854, S. 13, zitiert nach: Weithaas, S. 164.
- 54 Kruse, 1853, S. 200.  
 Vgl. Möckel, S. 23-24  
 sowie Schott, S. 51-52, 112-114.  
 Siemon war eine Zeit lang Lehrer der Blindenanstalt in Berlin. Er arbeitete 1823 für ein paar Monate im Berliner Taubstummeninstitut. Dann leitete er eine kleine Privatanstalt in Berlin und arbeitete nach dem obengenannten Grundsatz. Er durfte nach wenigen Jahren auf Anweisung der Behörden keinen Unterricht mehr geben, da „Peter und Paul nichts weiter herausbrachten, als zierlich -papageienmäßig- sprechen“.
- Kruse, 1853, S. 200.  
 Vgl. Schumann, 1940, S. 192.
- 55 Vgl. Lane, 1988, S. 53-66, 505, 508-509  
 sowie Schiltknecht, S. 22  
 und Schott, S. 41-42.
- 56 Vgl. Caramore, S. 19-26  
 sowie Fischer, Aktionssprache, 1993, S. 515-523  
 und Kruse, 1853, S. 359-365.
- 57 Caramore, S. 31.
- 58 Caramore, S. 31.  
 Vgl. Caramore, S. 26-42  
 sowie Fischer, Aktionssprache, 1993, S. 523-529.
- 59 Bébian, Roch-Ambroise: Manuel d'enseignement pratique des sourds-muets, Paris 1827, S. 8, zitiert nach: Lane, 1988, S. 172.
- 60 Vgl. Lane, 1988, S. 93, 170-175, 532-533  
 sowie Fischer: Flüchtigtes festhalten. Zur Geschichte der Verschriftung von



Gebärdensprachen, in: Das Zeichen 26, 1993, S. 431-438.

61 Lane, 1988, S. 174.

Vgl. Lane, 1988, S. 215-225

sowie Karacostas, Alexis: Glottophagia-Fragmente: Ferdinand Berthier und die Geburt der Gehörlosenbewegung in Frankreich, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 157-169

und Berthier, Teil 1, S. 22

und Berthier, Teil 2, S. 12.

#### 4. Kapitel:

1 Kruse: Der Taubstumme im uncultivierten Zustande nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummen, Bremen 1832, S. S. 150-155,

hier: S. 152.

Vgl. Neumann, S. 30-38, 113-116.

2 Lane, 1988, S. 43.

3 Lane, 1988, S. 176.

Vgl. Lane, 1988, S. 38-55, 175-177, 502, 533

sowie Schumann, 1940, S. 133-135, 142-144

und Karacostas, S. 158-161.

4 Kruse, 1832, S. 114-116, hier: S. 115.

5 Vgl. Lane, 1988, S. 19-37, 230-235, 260-322, 337-352, 411.

6 Vgl. Karacostas, S. 158-165

sowie Lane, 1988, S. 167-170, 209-222, 531

und Caramore, 34-42, 59, 88, 111-112.

7 Société Centrale des Sourds-Muets de Paris: Banquets des Sourds-Muets réunis pour feter les Anniversaires de la Naissance de l'Abbé de l'Epée, Band 1, Paris 1849, S. 65, zitiert nach: Mottez, Bernhard: Die Gehörlosenbankette und die Geburt der Gehörlosenbewegung, in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 171-185, hier: S. 181.

8 Société Centrale, S. 148, zitiert nach: Mottez, S. 178.

9 Berthier, Teil 2, S. 12.

10 Berthier, Teil 3, S. 11.

Vgl. Berthier, Teil 1, S. 14-22

sowie Berthier, Teil 2, S. 9-12

und Berthier, Teil 3, S. 10-13.

11 Kruse, 1877, S. 142.

Vgl. Fischer, Gebärdlexika, 1996, S. 154-155.

Die anderen taubstummen Schüler des Pariser Instituts hatten später die Taubstummenanstalten in Frankreich gegründet. Es waren J.L. Hyppolite Bertrand in Limoges, George in Mons (ab 1838) und Plantin in Le Puy. Das gleiche galt für Isaak Etienne Chomel, der 1822 die Anstalt in seiner Heimatstadt Genf in der Schweiz errichtete und sie bis 1866 leitete.

Vgl. Lane, 1988, S. 202-206, 532, 535.

12 Brill, Bernhard: Der zweite Taubstummen-Kongreß in Wien 1874, in: Der

- Taubstummenfreund, 3. Jahrgang, Berlin 1874, Nr. 7, 8, 9, S. 53-55, hier: S. 54.  
Vgl. Jean Ferdinand Berthier, in: Taubstummen-Courier, 2. Jahrgang, Wien 1886, Nr. 9, S. 97-99.
- 13 Kruse, 1832, S. 126-133, hier: S. 128.  
Vgl. Rehling, 1980, S. 15-17.
- 14 Kruse, 1832, S. 131f.  
Vgl. Wende, Taubstummenanstalt zu Berlin, S. 20.
- 15 Kruse, 1832, S. 130.  
Vgl. Schumann, 1940, S. 176, 184, 630  
sowie Wende, Graßhoff, Nr. 9, S. 137-139, Nr. 10, S. 153-159.
- 16 Kruse, 1853, S. 378.  
Vgl. Kruse, 1832, S. 158
- 17 Heinrichsdorff, Alwin: Die Taubstummenanstalt für Hamburg und das Hamburger Gebiet, Hamburg 1927, S. 21.
- 18 Heinrichsdorff, S. 30.
- 19 Vgl. Heinrichsdorff, S. 14, 20-31  
sowie Kruse, 1832, S. 161-162  
und Kruse, 1853, S. 370  
und Schenck, August: Die taubstummen Koryphäen einer in nächster Zeit jubilirenden Anstalt, in: Taubstummen-Courier, 4. Jahrgang, 1888, Nr. 5, S. 54-56, hier: S. 55f.
- 20 Wende, Graßhoff, Nr. 11, S. 166.  
Vgl. Schumann, 1940, S. 191  
sowie Wende, Graßhoff, Nr. 10, S. 153-159  
und Kruse, 1853, S. 171-172  
und Rehling, 1980, S. 24-25.
- 21 Saegert, Carl Wilhelm: Carl Heinrich Wilke, in: Der Taubstummenfreund, 5. Jahrgang, 1876, Nr. 3, S. 9.
- 22 Kruse: Carl Heinrich Wilke, in: Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten, 22. Jahrgang, Friedberg 1876, Nr. 9, S. 133-135, hier: S. 134.
- 23 Kruse, Wilke, S. 134.
- 24 Eduard Heinrich Fürstenberg wurde am 4.5.1827 als Sohn eines wohlhabenden Stallmeisters in Berlin geboren. Im Alter von vier Jahren ertaubte er. Neben dem Unterricht im Taubstummeninstitut bekam er Privatunterricht. Dann wurde er als 'Königlicher Geheimsekretär' im Finanzministerium in Berlin ausgebildet und blieb dort bis zu seinem Tod. Fürstenberg wurde 1848 Vorsitzender des 'Taubstummen-Verein Berlin e.V.' (heute: 'Allgemeiner Taubstummen-Unterstützungsverein in Berlin e.V. '), und gründete 1849 den 'Zentralverein für das Wohl der Taubstummen in Berlin e.V.', wobei er beide Vereine bis zu seinem Tod leitete. Aufgrund der vielen Verbesserungen zugunsten Taubstummer wurde Fürstenberg oft als 'Vater der Taubstummen' genannt. Er starb am 11.1.1885 in Berlin.  
Vgl. Muhs: Eduard Fürstenberg, in: Das Zeichen 30, 1994, S. 422-423  
sowie Lingelmann, H.: Aus der Taubstummen-Welt, Berlin 1878, S. 31-32  
und Landesverband der Gehörlosen Berlin e. V. (Hg.), 1998.

- 25 Saegert, S. 9.  
Vgl. Mitteilungen, in: Der Taubstummenfreund, 10. Jahrgang, 1876, Nr. 3, S. 10 sowie Lingelmann, S. 25-28.
- 26 Jahresbericht 1804, zitiert nach: Blau, S. 18.  
Vgl. Blau, S. 21, 57  
sowie Engelke, S. 16.
- 27 Muhs: Margaretha Hüttmann, in: Das Zeichen 28, 1994, S. 156-157, hier: S. 156.
- 28 Kruse, 1832, S. 134-136, hier: S. 134.
- 29 Engelke, S. 41.
- 30 Kruse: Der kürzlich vollendete Lebenslauf des Bruders, des Taubstummenlehrers Turretin, in: Organ, 4. Jahrgang, 1858, Nr. 8, S. 132-134, hier: S. 133.
- 31 Kruse, Turretin, S. 134.
- 32 Meissner, S. 295-296.
- 33 Reich, 1828, S. 93ff., zitiert nach: Weithaas, S. 164.
- 34 Kruse, 1832, S. 169-170, hier: S. 170.  
Vgl. Löwe, Max, 1878, S. 135-137  
sowie Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 150-151.
- 35 Lehm, Hermann, in: Deutsche Taubstummen-Korrespondenz, zitiert nach: Lesen statt Hören, 8. Jahrgang, Leipzig 1998, Nr. 5, S. 10-11, hier: S. 11.
- 36 Lehm, S. 11.
- 37 Lehm, S. 11.
- 38 Lehm, S. 10.  
Vgl. Löwe, Max, 1878, S. 138, 141  
sowie Meissner, S. 304.
- 39 Zeugnis, in: Organ, 6. Jahrgang, 1860, Nr. 1, S. 16.
- 40 Zeugnis.
- 41 Löwe, Max, 1878, S. 144.
- 42 Ferdinand Rasch, in: Taubstummen-Courier, 1. Jahrgang, 1885, Nr. 7, S. 74-75, hier: S. 74.
- 43 Siehe Anm. 24 im 4. Kapitel.  
Nach dem Tod von Eduard H. Fürstenberg 1885 führten seine hörenden Kinder Heinrich, Paul und zuletzt Anna Schenck, verheiratet mit dem taubstummen August Schenck, die Zeitschrift 'Der Taubstummenfreund' weiter. Diese wurde 1913 in die 'Allgemeine Deutsche Taubstummenzeitschrift' umbenannt.  
Vgl. Schumann, 1940, S. 415-416.
- 44 Schenck, August: Ferdinand Rasch, in: Der Taubstummenfreund, 4. Jahrgang, 1885, Nr. 6, S. 21f.  
Vgl. Ferdinand Rasch. Ein Charakterbild, in: Taubstummen-Courier, 1. Jahrgang, 1885, Nr. 8, S. 86-88, Nr. 9, S. 99-100  
sowie Der vierte deutsche Taubstummen-Kongreß in Leipzig, in: Der Taubstummenfreund, 7. Jahrgang, 1878, Nr. 12, S. 43-47  
und Leipziger Gehörlosenverein. Tradition und Gegenwart, in: Lesen statt Hören, 2.

Jahrgang, 1992, Nr. 3, S. 1.

45 Vgl. Möckel, S. 164, 179-182  
sowie Meissner, S. 304-305.

46 Löwe, Max: Lebensbild von Samuel Heinicke, dem Begründer der ersten Taubstumm-  
Bildungsanstalt in Deutschland, Dresden 1869, zitiert nach: Poppendieker, S. 157-163, hier: S.  
163.

47 Vgl. Haase, Carl von: Max Löwe, in: Taubstumm-Courier, 10. Jahrgang, 1894, Nr. 1, S.  
4-5

sowie Watzulik, Albin Maria: Lehrer Carl Max Löwe, in: Der Taubstummfreund, 22.  
Jahrgang, 1893, Nr. 51, S. 207

und Taubstumm-Kongreß, in: Taubstummfreund, 1878

und Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 152-153.

48 Kruse, 1853, S. 311.

Vgl. Wolff, Sylvia: Von der „Taubstumm-Unterrichtskunst zur Didaktik des  
Gehörlosenunterrichts. Teil II, in: Das Zeichen 43, 1998, S. 10-18, hier: S. 11

sowie Rehling, 1980, S. 11-15.

49 Anstaltschronik, zitiert nach: Hild, Hans: Freiherr Hugo von Schütz zu Holzhausen, sein  
Leben und sein Werk, in: Blätter für Taubstumm-bildung, 40. Jahrgang, 1927, Nr. 21, S. 357-367,  
hier: S. 359.

50 Anstaltschronik, zitiert nach: Hild, S. 364.

Vgl. Meckel, Bernhard: Geschichte der Herzoglich Nassauischen Taubstumm-Anstalt in  
Camberg, Wiesbaden 1845, S. 10-33

sowie Kruse, 1832, S. 159-160

und Rehling, 1980, S. 19-21.

51 Hild, S. 363.

52 Hild, S. 365.

53 Vgl. Rehling, 1980, S. 26-27

sowie Williams, Howard G.: Gehörlose Lehrer im Rußland des 19. Jahrhunderts, in: Fischer,  
Lane (Hg.), 1993, S. 131-144

und Schröder, Odd-Inge: Einführung in die Geschichte der Norwegischen Gebärdensprache,  
in: Fischer, Lane (Hg.), 1993, S. 273- 293

und Schott, S. 174, 181,192, 208, 275.

## 5. Kapitel

1 Kruse, 1877, S. 15.

2 Kruse, 1877, S. 20f.

3 Kruse, 1832, S. 138-147, hier: S. 140.

4 Kruse, 1877, S. 24.

Vgl. Kruse, 1832, S. 140-141

sowie Kruse, 1877, S. 1-32.

5 Jahresbericht 1817, zitiert nach: Engelke, S. 27.

Vgl. Kruse, 1877, S. 39-54, 59.

- 6 Kruse, 1877, S. 52.
- 7 Jahresbericht 1817, zitiert nach: Engelke, S. 27.
- 8 Kruse, 1877, S. 66.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 59-65, 82-85  
sowie Kruse, 1832, S. 145.
- 9 Kruse, 1877, S. 67.
- 10 Kruse, 1877, S. 93.
- 11 Kruse, 1877, S. 69.
- 12 Kruse, 1877, S. 70.
- 13 Kruse, 1877, S. 70.
- 14 Kruse, 1877, S. IV.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 68-69.
- 15 Kruse, 1877, S. 20.
- 16 Kruse, 1877, S. 98.
- 17 Kruse: D.C. Ortgies, in: Organ der Taubstumm- und Blindenanstalten, 6. Jahrgang, 1860, Nr. 2, S. 17-20, hier: S. 18.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 93-101  
sowie Kruse, 1832, S. 146-147.  
Ortgies leitete die Anstalt bis 1855, nachdem er ein eigenes Gebäude für die taubstummen Schüler angekauft hatte. Sein Sohn Hermann setzte die Arbeiten in der Anstalt fort.
- 18 Bodensiek, G.: Hundert Jahre Bremische Taubstumm-Anstalt 1827-1927, Bremen 1927, S. 4, zitiert nach: Rehling, Hörgeschädigte Lehrer, 1981, S. 269.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 101-112  
sowie Teuber, S. 15-20.
- 19 Kruse, 1877, S. 114.
- 20 Kruse, 1877, S. 116.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 115-120  
sowie Engelke, S. 42-44  
und Blau, S. 25-27, 67-68.  
Peter Paulsen, der adjungierte Vorsteher seit 1833, schrieb seitdem die Jahresberichte, während Hensen als Administrator der Industrie-Anstalten und des Privatvermögens Berichte an die Königliche Direktion lieferte, wovon Abchriften der Jahresberichte an den König beizufügen waren.
- 21 Kruse, 1877, S. 153.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 152-160, 165-167.
- 22 Vgl. Kruse, 1877, S. 125-132, 135-151.  
sowie List: Zeit-Schriften. Periodica als Quellengattung für die Geschichte der Gehörlosen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Das Zeichen 29, 1994, S. 278-287.
- 23 Kruse, 1877, S. 73.  
Vgl. Wolff, Teil II, S. 12-15.

- 24 Kruse, 1877, S. 47.
- 25 Vgl. Kruse, 1877, S. 28-29, 32-39, 71-93, 175-182  
sowie Kruse: Ist es wirklich ein Unglück, taubstumm zu sein?, in: Der  
Taubstummfreund, 4. Jahrgang, 1875, Nr. 22, S. 122-123.
- 26 Kruse, 1877, S. 89.
- 27 Kruse, 1877, S. 89.  
Vgl. Kruse, 1877, 150-151.
- 28 Kruse, 1877, S. 151.
- 29 Kruse, 1853, S. 183.  
Vgl. Kruse, 1853, S. 183-188.  
Kruse nannte die neun Grundelemente der Gebärdensprache: a) die Umriss der  
Gegenstände, b) Gebrauch und Zweck, c) Schade oder Nutzen, d) Wirkung der Dinge, e)  
Ursprung, f) Beschaffenheiten und Eigenschaften, g) Bewegung, h) Tätigkeit, i) ausgezeichnete  
Vollkommenheiten oder Mängel.
- 30 Kruse, 1853, S. 189.
- 31 Kruse, 1853, S. 193  
Vgl. Kruse, 1853, S. 183-201  
sowie Wolff, Teil II, S. 16-17.
- 32 Kruse, 1877, S. 22.
- 33 Kruse, 1877, S. 132.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 133-135, 142-143, 146-147, 151  
sowie Rehling, 1980, S. 27-43  
und Teuber, S. 21-25.
- 34 Kruse, 1877, S. 169.
- 35 Kruse, 1877, S. 125.  
Vgl. Kruse, 1877, S. 121-125, 151, 170-171.
- 36 Kruse, 1877, S. III.  
Vgl. Kruse: Reise eines Taubstumm im Oriente, in: Der Taubstumm-Freund, 3.  
Jahrgang, 1874, Nr. 4, S. 26-27  
sowie Kruse, 1877, S. 161-165, 169, 171-186  
und Blau, S. 31-35, 81, 94.
- 37 Kruse, 1877, S. IV.
- 38 Kruse, 1877, S. V.
- 39 Vgl. Schumann, 1940, S. 252-253, 304-308  
sowie Walther, Eduard: Friedrich Moritz Hill, ein deutscher Taubstummlehrer, in: Organ,  
21. Jahrgang, 1875, Nr. 9, S. 129-145.
- 40 Vgl. Schumann, 1940, S. 235-241, 311-316, 320-322  
sowie Wolff: Von der „Taubstumm-Unterrichtskunst“ zur Didaktik des  
Gehörlosenunterrichts. Teil I, in: Das Zeichen 42, 1997, S. 502-507, hier: S. 506-507  
und Wolff, Teil II, S. 13-18.
- 41 Kruse, 1877, S. 143.

- 42 Hill, Moritz, in: Organ, 2. Jahrgang, 1856, Nr. 2-3, 9 und 3. Jahrgang, 1857, Nr. 2-4, zitiert nach: Schumann, 1940, S. 310.
- 43 Vgl. Schumann, 1940, S. 309  
sowie Schott, S. 147-149, 168  
und Meissner, S. 314.
- 44 Hill: Der gegenwärtige Zustand des Taubstumm-Bildungs-Wesens in Deutschland, Weimar 1866, S. 53, zitiert nach: Schumann, 1940, S. 317.
- 45 Vgl. Schumann, 1940, S. 317-318, 322, 345-346.
- 46 Schott, S. 179.
- 47 Wehler, Hans-Ulrich: Der deutsche Nationalismus bis 1871, in: Scheidewege der deutschen Geschichte. Von der Reformation bis zur Wende 1517 bis 1989, hg. von Wehler, München 1995, S. 116-130, hier: S. 129.
- 48 Kruse: Die deutsche oder die „neu-preußische“ Unterrichts-Methode, in: Organ, 13. Jahrgang, 1867, Nr. 8, S. 121-125, hier: S. 122.
- 49 Kruse, Unterrichts-Methode, S. 122.
- 50 Kruse, Unterrichts-Methode, S. 124.
- 51 Kruse, Unterrichts-Methode, S. 124f.
- 52 Kruse, Unterrichts-Methode, S. 125.
- 53 Erklärung der am 20. und 21. Sept. d. J. zu Nürtingen versammelten Teilnehmer der württ. Taubstumm-Lehrer-Konferenz, in: Organ, 13. Jahrgang, 1867, Nr. 12, S. 189-190, hier: S. 189f.
- 54 Schöttle, Ulrich Karl: Sendschreiben an Herrn O. F. Kruse, in: Organ, 14. Jahrgang, 1868, Nr. 2/3, S. 40-44, hier: S. 40.  
Vgl. Schumann, 1940, S. 339, 347.
- 55 Schöttle, Sendschreiben, S. 40f.
- 56 Schöttle, Sendschreiben, S. 42.
- 57 Schöttle, Sendschreiben, S. 44.
- 58 Stoffers, Johann Gerhard: Über das Prinzip der unmittelbaren Lautsprach-Assoziation bei Taubstumm, in: Organ, 14. Jahrgang, 1868, Nr. 6, zitiert nach: Schumann, 1940, S. 348.
- 59 Kruse: Erwiderung, in: Organ, 15. Jahrgang, 1869, Nr. 2, S. 21-27, hier: S. 22.
- 60 Kruse, Erwiderung, Nr. 2, S. 22.
- 61 Kruse, Erwiderung, Nr. 2, S. 24.
- 62 Kruse, Erwiderung, Nr. 2, S. 24.  
Vgl. Kruse: Zur Vermittlung der Extreme in der sogenannten deutschen und französischen Taubstummunterrichtsmethode, Schleswig 1869, S. 11.
- 63 Kruse, Erwiderung, Nr. 2, S. 26.
- 64 Kruse: Erwiderung, in: Organ, 15. Jahrgang, 1869, Nr. 3, S. 48-52, hier: S. 49.  
Vgl. Prillwitz, 1991, S. 22, 28-29.
- 65 Schumann, 1940, S. 349.
- 66 Kruse, 1869, S. IV.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 2-3.
- 67 Kruse, 1869, S. IV.

- 68 Kruse, 1869, S. 4.
- 69 Kruse, 1869, S. 12.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 11-15.
- 70 Kruse, 1869, S. 16.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 18, 30.
- 71 Kruse, 1869, S. 33.
- 72 Kruse, 1869, S. 19.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 19-22.
- 73 Kruse, 1869, S. 27.
- 74 Kruse, 1869, S. 26.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 17, 22, 26-28.
- 75 Kruse, 1869, S. 29.  
Vgl. Kruse, 1869, S. 24.
- 76 Kruse, 1869, S. 42.
- 77 Kruse, 1869, S. 45.
- 78 Kruse, 1869, S. 46.  
Vgl. Freytag, Horst: Otto Friedrich Kruse und die deutsche Methode. Seine Stellung zu den Sprachmitteln, in: Neue Blätter für Taubstummenebildung, 8. Jahrgang, 1954, Nr. 9/10, S. 265-274, hier: S. 268-269.
- 79 Vgl. Schumann, 1940, S. 349.
- 80 Kruse, 1877, S. 134.
- 81 Kruse: Zur Frage der Gebärdensprache-Stellung, in: Organ, 24. Jahrgang, 1878, Nr. 9, S. Vgl. Schumann, 1940, S. 351.
- 82 Teuber, S. 24.
- 83 Hugentobler, Jakob: Zweiter internationaler Taubstummene-Lehrer- Kongreß in Mailand, in: Organ der Taubstummeneanstalten, 27. Jahrgang, Frankfurt 1881, Nr. 11/12, S. 187-192, hier: S. 190.  
Vgl. Lane, 1988, S. 454-472  
sowie List, 1991, S. 253-254, 261-264  
und Schumann, 1940, S. 407-414.
- 84 Blau, 1955, S. 57.



## 8. Quellen- und Literaturverzeichnis

### Quellenverzeichnis

- Berlinische Monatsschrift, hg. von Erich Biester und Friedrich Gedike, Bände 1-28, Berlin, 1783-1796.
- Berthier, Ferdinand: Die Taubstummten vor und seit Abbé de l'Epée, Paris 1840. Hier benutzt: Teil 1, in: Das Zeichen 7, 1989, S. 14-22 und Teil 2, in: Das Zeichen 8, 1989, S. 9-12 und Teil 3, in: Das Zeichen 9, 1989, Teil 3, S. 10-13.
- De l'Epée, Abbé Charles Michel: Institution des sourds et muets par la voie des signes methodiques, Paris 1776. Hier benutzt: Deutsche Übersetzung von G. Brand: Die Unterweisung der Taubstummten durch die methodischen Zeichen, Stade 1910.
- Der Taubstummtenfreund, Berlin, 1872-1912.
- Engelke, August: Die Provinzial-Taubstummtenanstalt zu Schleswig in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1787 bis 1905, Schleswig 1905.
- Eschke, Ernst Adolf: Über Stumme. Eine Beihilfe zur Seelenlehre und Sprachkunde, Berlin 1791.
- Eschke, Ernst Adolf: Kleine Beobachtungen über Taubstumme, Erster bis siebter Versuch, in: Berlinische Monatsschrift, hg. von Erich Biester und Friedrich Gedike, Band 26, 1795, S. 535-547, Band 27, 1796, S. 336-362, Band 28, 1796, S. 44-67, 127-143, 250-271, 300-326, 430-445.
- Eschke, Ernst Adolf: Das Taubstummten-Institut zu Berlin, 2. Auflage, Berlin 1811.
- Kant, Immanuel: Über Pädagogik. Werkausgabe, hg. von Wilhelm Weischedel, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Band 12, Frankfurt 1977.
- Kruse, Otto Friedrich: Der Taubstumme im uncultivierten Zustande nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummten, Bremen 1832.
- Kruse, Otto Friedrich: Über Taubstumme, Taubstummten-Bildung und Taubstummten-Anstalten; nebst Notizen aus meinem Reisetagebuche, Schleswig 1853.
- Kruse, Otto Friedrich: Bilder aus dem Leben eines Taubstummten. Eine Autobiographie des Taubstummten O. Fr. Kruse, Altona 1877.
- Lingelmann, H.: Aus der Taubstummten-Welt, Berlin 1878.
- Meckel, Bernhard: Geschichte der Herzoglich Nassauischen Taubstummten-Anstalt in Camberg, Wiesbaden 1845.
- Meissner, Friedrich Ludwig: Taubstummheit und Taubstummtenbildung. Beobachtungen und Erfahrungen nebst einer Geschichte der Leipziger Taubstummten-Anstalt nach fünfundzwanzigjähriger Erfahrung, Leipzig und Heidelberg 1856.
- Organ der Taubstummten- und Blindenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarländern, Friedberg, 1855-1880.
- Organ der Taubstummtenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarländern, Frankfurt, 1881-1916.
- Neumann, Ferdinand: Die Taubstummten-Anstalt zu Paris nebst Geschichte und Literatur des Taubstummten-Unterrichts in Spanien und Frankreich, Königsberg 1827.
- Poppendieker, Renate: Ich bin gehörlos. Vorschläge zum Thema Gehörlosigkeit im Unterricht, Hamburg 1992, S. 72-179.
- Reich, Carl Gottlob: Der erste Unterricht der Taubstummten, Leipzig 1834.
- Schumann, Georg und Paul (Hg.): Samuel Heinickes Gesammelte Schriften, Leipzig 1912.
- Taubstummten-Courier, Wien, 1885-1909.
- Wende, Gustav (Hg.): Deutsche Taubstummtenanstalten, -schulen und -heime in Wort und Bild, Halle 1915.

## Literaturverzeichnis

- Bezagu-Deluy, Maryse: Bedeutende Persönlichkeiten aus der Welt der Taubstummen im Paris des 18. Jahrhunderts, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 27-48.
- Blau, Arno: 150 Jahre Taubstummenbildung in Schleswig-Holstein, Schleswig 1955.
- Borzikowsky, Holger: Die Anfänge des Taubstummenbildungswesens in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Kiel 1976.
- Boyes Braem, Penny: Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung, Hamburg 1992.
- Caramore, Benno: Die Gebärdensprache in der schweizerischen Gehörlosenpädagogik des 19. Jahrhundert, Hamburg 1990.
- Christ, Herbert Josef: Bericht vom 1. Deaf History-Treffen in Leipzig vom 4.-6. Oktober 1996, in: Das Zeichen 39, 1997, S. 110-113.
- Dülmen, Richard van: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Band 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.-18. Jahrhundert, München 1994.
- Dummert, Monika: Der Wandel zu einer bilingualen Erziehung Gehörloser. Bestandsaufnahme, Voraussetzungen, Probleme, Unveröffentlichte Examensarbeit an der Universität München, München 1995.
- Feige, Hans-Uwe: Gehörlose Schüler Samuel Heinickes, in: Das Zeichen 44, 1998, S. 174-185.
- Feige, Hans-Uwe: Samuel Heinickes Eppendorfer „Müllersohn“, in: Das Zeichen 48, 1999, S. 188-193.
- Fischer, Renate: Flüchtliges festhalten. Zur Geschichte der Verschriftung von Gebärdensprachen, in: Das Zeichen 26, 1993, S. 431-438.
- Fischer, Renate: Aktionssprache, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 505-536.
- Fischer, Renate: "Interview" mit den Herren Desloges und Saboureux de Fontenay, in: Das Zeichen 34, 1995, S. 412-421.
- Fischer, Renate: Historische Gebärdenlexika, in: Das Zeichen 36, 1996, S. 142-157.
- Freytag, Horst: Otto Friedrich Kruse und die deutsche Methode. Seine Stellung zu den Sprachmitteln, in: Neue Blätter für Taubstummenbildung, 8. Jahrgang, 1954, Nr. 9/10, S. 265-274.
- Günther; Klaus-Burkhard: Von der Antike bis zum ausgehenden Mittelalter: Taubstumme als 'unbildsame Idioten' und die Ahnung vom unverstandenen Menschen, in: Das Zeichen 24, 1993, S. 166-170.
- Günther, Klaus-Burkhard und George, Eveline: Zum Stand des bilingualen Schulversuches an der Hamburger Gehörlosenschule, in: Das Zeichen 30, 1994, S. 474-477.
- Günther, Klaus-Burkhard: Bilingualer Unterricht mit gehörlosen Grundschulern. Zwischenbericht zum Hamburger Bilingualen Schulversuch, Hamburg 1999.
- Hamburger Arbeitsgruppe zur Zweisprachigkeit Gehörloser in Erziehung und Bildung: Konzept zur Zweisprachigkeit Gehörloser in Erziehung und Bildung, in: Das Zeichen 22, 1992, S. 430-448.
- Hase, Ulrich: Gebärdensprache im Land der Deutschen Methode, in: Prillwitz, Siegmund und Vollhaber, Tomas (Hg.): Gebärdensprache in Forschung und Praxis. Vorträge vom Internationalen Kongreß Hamburg, 23.-25. März 1990, Hamburg 1991, S. 261-273.
- Heinrichsdorff, Alwin: Die Taubstummenanstalt für Hamburg und das Hamburger Gebiet, Hamburg 1927.
- Hild, Hans: Freiherr Hugo von Schütz zu Holzhausen, sein Leben und sein Werk, in: Blätter für Taubstummenbildung, 40. Jahrgang, 1927, Nr. 21, S. 357-367.
- Karacostas, Alexis: Glottophagia-Fragmente: Ferdinand Berthier und die Geburt der

- Gehörlosenbewegung in Frankreich, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 157-169.
- Kröhnert, Otto: Die sprachliche Bildung der Gehörlosen, Weinheim 1966.
- Kröhnert, Otto: Geschichte, in: Handbuch der Sonderpädagogik, Pädagogik der Gehörlosen und Schwerhörigen, hg. v. H. Jussen, O. Kröhnert, Band 3, Berlin 1982, S. 47-62.
- Landesverband der Gehörlosen Berlin e. V. (Hg.): 150 Jahre Gehörlosenbewegung, Berlin 1998.
- Lane, Harlan: Mit der Seele hören. Die Lebensgeschichte des taubstummen Laurent Clerc und sein Kampf um die Anerkennung der Gebärdensprache, München 1988.
- Lesen statt Hören, Leipzig, 1991ff.
- List, Günther: Vom Triumph der „deutschen“ Methode über die Gebärdensprache, in: Zeitschrift für Pädagogik, 37. Jahrgang, 1991, Nr. 2, S. 245-266.
- List, Günther: Zeit-Schriften. Periodica als Quellengattung für die Geschichte der Gehörlosen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Das Zeichen 29, 1994, S. 278-287.
- Löwe, Armin: Hörgeschädigtenpädagogik international: Geschichte - Länder - Personen - Kongresse, Heidelberg 1992.
- Mally, Gertrud: Der lange Weg zum Selbstbewußtsein Gehörloser in Deutschland, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 211-237.
- Möbius, Ulrich: Aspekte der 'Deaf history'-Forschung. Teil 1, in: Das Zeichen 22, 1992, S. 388-401 und Teil 2, in: Das Zeichen 23, 1993, S. 5-13.
- Möckel, Andreas: Geschichte der Heilpädagogik, Stuttgart 1988.
- Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1986.
- Mottez, Bernhard: Die Gehörlosenbankette und die Geburt der Gehörlosenbewegung, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 171-185.
- Muhs, Jochen: Margaretha Hüttmann, in: Das Zeichen 28, 1994, S. 156-157.
- Muhs, Jochen: Eduard Fürstenberg, in: Das Zeichen 30, 1994, S. 422-423.
- Muhs, Jochen: Johann Heidsiek (1855-1942) - Wegbereiter des Bilingualismus, in: Das Zeichen 47, 1999, S. 11-17.
- Padden, Carol und Humphries, Tom: Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache, Hamburg 1991.
- Presneau, Jean-René: Die Gelehrten, die Gehörlosen und die Gebärdensprache im Frankreich des 18. Jahrhunderts, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 487-497.
- Prillwitz, Siegmund (Hg.): Die Gebärde in Erziehung und Bildung Gehörloser. Tagungsbericht vom Internationalen Kongreß Hamburg, 9./ 10. November 1985, Hamburg 1986.
- Prillwitz, Siegmund: Der lange Weg zur Zweisprachigkeit Gehörloser im deutschen Sprachraum, in: Prillwitz, Siegmund und Vollhaber, Tomas (Hg.): Gebärdensprache in Forschung und Praxis. Vorträge vom Internationalen Kongreß Hamburg, 23.-25. März 1990, Hamburg 1991, S. 19-32.
- Rehling, Bernd: Hörgeschädigte Lehrer von Hörgeschädigten, Unveröffentlichte Examensarbeit an der Universität Hamburg, Hamburg 1980.
- Rehling, Bernd: Zur Klärung des Begriffs „Total Communication“, in: Hörgeschädigtenpädagogik, 35. Jahrgang, 1981, Nr. 2, S. 84-88.
- Rehling, Bernd: Hörgeschädigte Lehrer von Hörgeschädigten, in: Hörgeschädigtenpädagogik, 35. Jahrgang, 1981, Nr. 5, S. 266-279.

Saint-Loup, Aude de: Darstellungen Gehörloser im westeuropäischen Mittelalter, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 447-474.

Schiltknecht, Hansruedi: Johann Heinrich Pestalozzi und die Taubstummenpädagogik, Berlin 1970.

Schott, Walter: Das k.k. Taubstummen-Institut in Wien 1779-1918. Dargestellt nach historischen Überlieferungen und Dokumenten mit einem Abriß der wichtigsten pädagogischen Strömungen aus der Geschichte der Gehörlosenbildung bis zum Ende der Habsburgermonarchie, Wien 1995.

Schröder, Odd-Inge: Einführung in die Geschichte der Norwegischen Gebärdensprache, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 273-293.

Schumann, Paul: Geschichte des Taubstummenwesens vom deutschen Standpunkt aus dargestellt, Frankfurt 1940.

Siepmann, Heinrich: Die Gebärdensprache als Streitobjekt, in: Deutsche Gehörlosen-Zeitung, 101. Jahrgang, 1973, Nr. 5, S. 65-66.

Teuber, Hartmut: Otto Friedrich Wilhelm Kruse - Eine große taube Persönlichkeit, in: Selbstbewußt werden 42, 1997, S. 15-25.

Truffaut, Bernard: Etienne de Fay und die Geschichte der Gehörlosen, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 13-26.

Vogel, Helmut: Gebärden in der Schule, in: Selbstbewußt werden 7, 1988, S. 9-11.

Vogel, Helmut: Hindernisse in der Weiterbildung, in: Selbstbewußt werden 19, 1991, S. 40-42.

Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Scheidewege der deutschen Geschichte. Von der Reformation bis zur Wende 1517 bis 1989, München 1995.

Weithaas, Heinz: Die Leipziger Taubstummenanstalt und die Gebärde - Ein geschichtlicher Rückblick, in: Das Zeichen 24, 1993, S. 163-165.

Wende, Gustav: Dr. Ludwig Graßhoff, in: Blätter für Taubstummenbildung, 28. Jahrgang, 1915, Nr. 9, S. 135-140, Nr. 10, S. 151-159, Nr. 11, S. 162-167.

Williams, Howard G.: Gehörlose Lehrer im Rußland des 19. Jahrhunderts, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 131-144.

Winkler, Joachim: Samuel Heinicke - Einige Betrachtungen zu seinem Leben und Wirken, in: Das Zeichen 15, 1991, S. 7-18.

Winkler, Joachim: Anna Catharina Elisabeth Heinicke (1757-1840). Erste Direktorin einer deutschen Gehörlosenschule, in: Fischer, Renate und Lane, Harlan (Hg.): Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen, Hamburg 1993, S. 323-342.

Wisch, Fritz-Helmut: Lautsprache und Gebärdensprache. Die Wende zur Zweisprachigkeit in Erziehung und Bildung Gehörloser, Hamburg 1990.

Wolff, Sylvia: Von der „Taubstummen-Unterrichtskunst zur Didaktik des Gehörlosenunterrichts. Teil I, in: Das Zeichen 42, 1997, S. 502-507 und Teil II, in: Das Zeichen 43, 1998, S. 10-18.

Erklärung:

Ich versichere, daß ich diese Arbeit ohne fremde Hilfe verfaßt und mich dabei anderer als der angegebenen Hilfsmittel nicht bedient habe.

Mit einer späteren Ausleihe der Arbeit bin ich einverstanden.

Hamburg, den 16. Dezember 1999